

# Beiträge zur Geschichte der Pharmazie

Mitteilungsblatt der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e. V.

Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie · International Society for the History of Pharmacy

ISSN 0341-0099

35. Jahrgang 1983 · Band 31 · Nr. 18/19

Beilage der Deutschen Apotheker Zeitung

Leitung: Dr. Paul-Hermann Berges

## Zum Geburtstag von Rudolf Schmitz, Marburg Ein Glückwunsch

Am 17. Februar 1983 wird Prof. Dr. *Rudolf Schmitz* 65, Anlaß genug, dem Marburger Pharmaziehistoriker dieses ganze Heft und vorweg einige Zeilen zu widmen.

*Rudolf Schmitz* ist schwer zu fassen. – Wer dieser These zustimmt, sie gar wörtlich nimmt und dabei an dessen rhetorisch-argumentarisches Geschick denkt, liegt auch nicht falsch. Noch schwieriger aber dürfte der gebürtige Rheinländer

als Mensch, Apotheker, Historiker, Hochschullehrer oder als Wissenschafts„manager“ in Worten einfangbar, porträtierbar sein. Daher soll dies hier erst gar nicht versucht werden, sollen folgende Zeilen nur eine „Gratulatio“ umfassen, allerdings unter Berücksichtigung der dreifachen Bedeutung des lateinischen Ursprungs „Freude, Glückwunsch und Dank“. Das geschieht aus der völlig subjektiven Sicht eines ehemaligen Doktoranden und Institutsmitarbeiters, kann also nicht emotionsfrei sein. Der „wahre“ *Rudolf Schmitz* mag der Nachwelt durch die Feder eines lautereren Chronisten überliefert werden.

Den landläufigen Klischeevorstellungen über seine Landsleute in vieler Beziehung durchaus gerecht werdend, ist *Rudolf Schmitz* „kein Kind von Traurigkeit“, trägt das „Herz auf der Zunge“ und ist in seiner Spontaneität oft entwaffnend. Dies läßt manches potentielle Problem erst gar nicht zu einem solchen werden, hilft Hürden zu beseitigen und das Denken zu entstauben. Gleichzeitig damit aber sind

Konflikte auch schon vorprogrammiert. Mitarbeiter wissen ein Lied davon zu singen. Wo es das Wort „unmöglich“ nicht gibt, wo der Erfolg – selbst wenn er im Kompromiß liegt – so oft die Berechtigung der Ansprüche unterstreicht, haben es Gegenargumente schwer. Sind sie stichhaltig, werden sie aber durchaus toleriert, akzeptiert und gegebenenfalls zu den eigenen gemacht. Trägheit ist verpönt, Initiative erwünscht, Dynamik regiert den Tag. Pralle Terminkalender ernten Zufriedenheit. Traurigkeit bei Enttäuschungen wird ebenso gezeigt und ausgelebt wie Freude. Es bleibt nichts „zwischen den Zeilen“, nichts in irgendeiner Weise unartikuliert. Auf solchem Boden muß Saat gedeihen.

Von Tüchtigkeit, Diplomatie, Liebenswürdig- und Schlitzohrigkeit wurde nicht gesprochen? Wozu auch? Grundtugenden sind meistens bekannt.

*Rudolf Schmitz* feiert Geburtstag. Für ihn selbst sicherlich ein Anlaß zur Freude über ein seither glückliches und glückvolles Leben. Für



Wird 65: Prof. Dr. Rudolf Schmitz,  
Direktor des Instituts für Geschichte der  
Pharmazie, Marburg/Lahn

andere ein Anlaß zu Dank. Denn fern vom Odium befremdlicher Pathetik darf wohl festgestellt werden, daß die Pharmazie diesem Mann einiges zu verdanken hat. Ganz bewußt sieht er die Pharmaziegeschichte, sein ureigenes Fach, immer nur im Kontext der Gesamtpharmazie. Konsequenterweise umfaßt sein Engagement ebenso die moderne Pharmazie – von Ausbildungsfragen über Berufsbild und Entwicklungshilfe bis hin zu Zu-

kunftsperspektiven – wie auch die Wissenschaftsgeschichte, unter der er die Pharmaziegeschichte subsumiert wissen möchte.

Wenn die Summe aller seiner Aktivitäten – vornehmlich bei Mitarbeitern – leicht das Gefühl von „Management“ oder gar Wissenschafts„management“ entstehen läßt, mag das richtig empfunden sein. Dies aber negativ sehen zu wollen, hieße effektive Arbeitsmethode und vorzeigbares Ergeb-

nis zu mißachten. Viele Wege führen nach Rom.

Dieser „runde“ Geburtstag bedeutet keine Zäsur. Wer *Rudolf Schmitz* kennt, weiß, daß sich diese Frage gar nicht stellt. Ohne die Pläne des Hochschullehrers zu kennen, darf sicherlich dennoch die Prognose gewagt werden: Man wird noch über lange Zeit auf Professor *Schmitz* rechnen können und von ihm hören. Und das ist gut so!  
phb

## Mediziner und Medizinisches am Hofe des Grafen Casimir zu Sayn-Wittgenstein (1687–1741)

Von *Christa Habrich* \*

Absolutismus und Aufklärung werden allgemein als die spezifisch treibenden Kräfte für die Ausformung politischer Strukturen und des geistigen Lebens der Barockzeit angesehen. Übersehen wird dabei, daß an manchen kleinen und größeren Höfen Deutschlands, besonders in der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts, die Erweckungsbewegung viel stärker prägend wirkte als der aufklärerische und absolutistische Zeitgeist à la mode.

Von einem Herrscher in dieser Epoche, der nicht durch weltpolitische, militärische oder wirtschaftliche Leistungen einen hervorragenden Rang in der deutschen Geschichte beanspruchen darf, sondern durch seine von urchristlich-pietistischen Idealen getragene gelebte religiöse Toleranz soll deshalb hier die Rede sein, von *Casimir zu Sayn-Wittgenstein* (1687–1741). Von seiner Mutter, Gräfin *Hedwig Sophie*, im Geist der durch *Spener* repräsentierten Erweckungsbewegung erzogen, übernahm *Casimir* 1712 die Regierungsgeschäfte der kleinen Grafschaft und führte die tolerante Religionspolitik seiner Mutter weiter, die bis zu seiner

Mündigkeit vormundschaftlich regiert und gegen den Widerstand anderer Fürsten in ihrem Lande das Experiment der Religionsfreiheit für alle Untertanen gewagt hatte (1).

*Casimir* (Abb. 1), ein gebildeter und aufgeschlossener, den Wissenschaften und Künsten zugetaner Mann, ein Barockmensch, der die Jagd und einen gepflegten Lebensstil liebte, versuchte in den in jeder Hinsicht engen Grenzen seiner Macht ein christlicher Landesvater zu sein, der sich persönlich um das Wohl seiner Landeskinder kümmerte; er wünschte, daß in unserem Lande Ehre wohne, daß Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. *Friedrich Wilhelm Winckel*, der erste Biograph des Grafen, auf dessen Arbeit hier für weitere Details aus dem Leben des *Casimir* verwiesen sei, überliefert diesen Anspruch (2) und zeichnet ein lebendiges Bild von den Eigenschaften und Aktivitäten, die *Casimir* als vorbildlichen Regenten erscheinen lassen. Vorbildlich vor allem in dem Maß an Freiheit und Freizügigkeit, die der Graf religiös und weltanschaulich Verfolgten, Schwärmern, Fanatikern, Heimatlosen aus dem ganzen Reichsgebiet und aus dem benachbarten Ausland in seinem kleinen Land gewährte.

Nicht von ungefähr wurde die geschichtliche Bedeutung Wittgenstein-Berleburgs zuerst von Theologen, von *Winckel* und *Max Goebel*, erforscht. *Goebel* widmet ein ganzes Buch seines großen religionsgeschichtlichen Werkes der Grafschaft Wittgenstein als Kristallisationspunkt des religiösen Separatismus (3) und hebt die Rolle *Casimirs* als Mäzen und tatkräftigen Helfer einer verfolgten Minderheit ausdrücklich hervor: Graf *Casimir* steht somit in seiner Art und in unserer Geschichte einzig da: kein Secten- oder Gemeinde-Stifter, sondern ein Secten- und Separatisten-Begünstiger und -Sammler, nicht etwa bloß, wie viele vor und nach ihm, um Menschen und Verdienst ins Land zu ziehen, sondern entschieden aus christlicher Gewissenhaftigkeit und Gewissensfreiheit, in dieser Beziehung ein wahres Muster ächter christlicher Duldung (4). Nicht in Widerspruch dazu, sondern als weiterer Beweis der pietistischen Gesinnung des Grafen stehen seine Verordnungen, die zur Besserung der Sitten in seinem Lande beitragen sollten, wie etwa das Verbot des Spielens und Saufens. Bier und Wein durften lediglich zu 1 Maß bzw. 1 Nössel, Brantwein nur in kleinen Quantitäten ausnahmsweise um des Magens und der Gesundheit willen ausgeschenkt werden (5).

\* Herrn Prof. Dr. R. Schmitz zum 65. Geburtstag.





Abb. 1: Casimir zu Sayn-Wittgenstein (1687–1741). Kupferstich um 1840 von H. Pletsch, Vorlage von L. Winckel nach einem Ölgemälde des 18. Jh. (Foto: Studio Pohl, Berleburg.)

Casimir, wegen seines aufwendigen Lebensstils von manchen Frommen gerügt, bemühte sich, an sich selbst arbeitend, Gott wohlgefällig zu leben und den hohen geistlichen Ansprüchen, die er aus der Bibel und den Schriften *Gottfried Arnolds* und *August Hermann Franckes* auch für sich ableitete, gerecht zu werden. Seine Tagebücher legen von seinem mühevollen inneren Weg ein beredtes Zeugnis ab.

Seine Anteilnahme und persönliche Mitwirkung an jenem geistlichen Werk, das Berleburg berühmt gemacht hat, der „Berleburger Bibel“, weist ihn als einen belesenen und theologisch wie philologisch gebildeten Mann aus (6), in dessen Einflußbereich eine Erweckungsliteratur entstehen konnte, die durch Qualität und Quantität beeindruckt (7). Der Umstand, daß zwei bekannte Ärzte daran maßgeblich beteiligt waren – *Johann Samuel Carl* (1677–1757) und *Johann Conrad Dippel* (1673–1734) – bringt einen interessanten Aspekt in das geistige Leben des kleinen Hofes, der einseitig auf Theologisches ausgerichtet erscheint. Bei näherer Betrachtung aber zeigt sich, daß die Medizin über die rein alltäglichen Notwendigkeiten hinaus eine wichtige Rolle gespielt hat.

Das aus den Jahren 1724 bis 1741 erhaltene Tagebuch *Casimirs* (8), ein

Spiegel seiner seelischen Entwicklung, seiner religiösen Betrachtungen und Anliegen, gibt auch Aufschlüsse über die Ereignisse jeder Woche, seinen Gesundheitszustand, den er sehr genau zu beobachten pflegte, und über die therapeutischen und diätetischen Maßnahmen, die er nach dem Rat seiner Ärzte gegen akute und chronische Erkrankungen ergriff. In seiner minutiösen Selbstbeobachtung und den Reflexionen über Ursachen und Sinn seiner Krankheiten ist *Casimir* ganz Kind seiner Zeit und des geistigen Klimas, in dem er sie erlebt (9). Wie bei allen Erweckten ist auch bei ihm körperliches Leiden ein Mittel zur Besserung der Seele, zur Erbauung des „neuen Menschen“. Am 18. Februar 1724 notiert der Graf: Auf die Gestern Abend eingenommene Pillen, habe ich Gottlob ... wohl geruhet, darauf habe ich den Morgen das Englische Salz eingenommen, und ziemliche operation davon verspühret, wodurch dann das Kopfweh heute leydllicher, als es gestern war, ist. Ach Du großer Gott gib Gnade daß ich mir die Zuschickung dieser Zufälle so möge zu nutze machen, damit solche an meiner armen gantz in Sünden eroffenen Seelen den erwünschten Seeligen nutzen, warum Du sie mir zuschickest, erhalten mögen! Amen. (10)

In die sachlichen Darstellungen, beispielsweise einer Kolik, mischen sich stets unvermittelt Gebet und fromme Betrachtung (11). So erscheint es ganz selbstverständlich, daß *Casimir* erweckte Ärzte bevorzugte, die sich neben der Sorge um das leibliche Wohl ihres Herrn auch um dessen Seelenheil bemühten.

Sein Leibmedikus, Dr. *Kock*, im Tagebuch der Jahre 1724–1726 häufig erwähnt, verordnet ihm nicht nur „balsamische Pillen“ und das berühmte „Englische Salz“, sondern hält Erbauungsstunden im Zimmer des Grafen und liest ihm aus *Arnolds* Predigten vor (12). Angesichts der Disposition des Grafen zu Obstipation, Gicht und Nierensteinleiden, die sich in zunehmendem Maße durch schmerzhaftes Anfälle bemerkbar machte, waren die Künste *Kocks* für eine wirksame Behandlung offensichtlich nicht mehr hinreichend, so daß *Casimir* schon seit dem Jahre 1726 den öfter besuchsweise in Berleburg anwesenden, damals noch in Isenburg-Büdingischen Diensten stehenden *Johann Samuel Carl* konsultierte (13). *Carl*, ein damals be-

reits angesehener Arzt und Haupt der Büdinger Inspiriertengemeinde, erleichte im Jahre 1726 in Berleburg eine Hofdame der Gräfin zu Sayn-Wittgenstein, *Johanna Sophia von Bülow*. *Casimir* berichtet über die unorthodoxe, außerkirchliche Zeremonie bei der Kopulation des sehr frommen, gelehrten und geschickten Doct. *Medicinae* ausführlich in seinem Tagebuch (14).

Der Kontakt zum Berleburger Hof wurde nun noch enger; der Graf bedient sich bei seinen Unpäßlichkeiten, ungeachtet der Ratschläge von *Kock*, zunehmend der von *Carl* verordneten Mittel (15) (Abb. 2).

Am 25. September 1727 verfaßt *Carl* ein ärztliches Gutachten über den gesundheitlichen Status *Casimirs* und unterbreitet in seinem „Consilium“ Vorschläge zur Vorbeugung und Behandlung der chronischen Leiden des 40jährigen Patienten (16). Dieses ganz im Sinne der *Stahlschen* Schule erstellte Schriftstück, als deren typischer Repräsentant *Carl* zu gelten hat (17), beinhaltet bereits das Grundmuster seines hofärztlichen Programms, das er nach dem frühen Tode des erst seit 1727 tätigen gräflichen Leibarztes, *Christoph Bernhard Valentini* (1695 bis 1728) (18), zu verwirklichen gedachte. Daß *Johann Samuel Carl*, der in den nun folgenden Jahren in Berleburg eine höchst einflußreiche Stellung innehatte, in *Casimir* einen aufgeschlossenen Patienten fand, zeigen Notizen des Grafen über die Trink-Kuren mit „Kräuterbrühe“ (19), einem Prophylaktikum, das u. a. eine Abkochung von *Radix Cichorii* enthielt (20).

Die schwierigste ärztliche Aufgabe bestand für den neuen Leibarzt *Carl* darin, seinem Patienten, der meistens cholerischen und etwas sanguinischen Temperaments, von Jugend auf mehr zartlicher Constitution, von dem Herrn Vater und Großvater, die gar frühe an Podagrische Leiden krankgelegen und erstorben, eine gleiche Erbschaft bekommen (21), durch Diät und milde Therapie die schmerzhaften Gichtanfälle und Steinkoliken (22) zu vermeiden oder wenigstens zu lindern. Unter *Carls* Behandlung scheinen sich denn auch die Beschwerden zunächst etwas zu bessern: In diesen Sieben, durch alleinige Gnade und Barmherzigkeit Gottes, zurückgelegten Nächten haben wir insgesamt recht wohl geschlafen: Sonderlich da sich meine Podagrische Schmerzen ziemlich, samt

May. mit im Luft Größe gade, im 2. die mir sehr schwerer Letic.  
 11. Abends, und zwar in der letzten Dämon unter der Einzahl.  
 Dignen, also daß ich mich davon nicht gleich zu lassen lagern.  
 wußte, worauf ich zwar ein Aegther zu mir nahm, welches aber  
 keinen guten effect that, da ich nun in, in guter Zusage  
 und mit ziemlichen Schmerzen, sehr geschafften in Kraft aus,  
 nahm ich Morgens Rhebarbarum mit Crem. Tart. ein, so  
 gleichfalls nicht wirksam wolte, mußte ich nun noch ein  
 Aegther nehmen, welches aber nicht half, wegen derer Heil,  
 in meiner letzten Nachtstunde. Ich nun in, in mich hinein  
 kam, darauf ist gleichfalls, wegen aufstauender Dignen,  
 zu in einer Nacht ganz wenig. Am 4ten wolte ich mich ein,  
 nahm ich D. Kochs, der aber von sehr saß, aber zu mir,  
 einen Trost, Zinsfar kommen war, etwas Engels Salz nahm,  
 welches mir gleich wieder weg, gleichfalls ich das Herz  
 Zinsfar ab mit dem Hon D. Carl mit Versuchen, merkte  
 nichts, kostend aus Rhebarb. Lenc. Statter und gar,  
 nichten Dalgater, auch gemacht hatte, wegen Dignen,  
 da ich, wader in der letzten Commune, noch mit einer feinen  
 Hohlson lesen, am Abend hinfuhr der D. Koch mit Aeg.  
 tiner applicirten so da, Gott sey damit, einen besten effect  
 als der vorigen hatte, Am 5ten sah Morgens gab er mir  
 eine Dosis seiner Balsamischen Pillen zurvorsatz in Coffe.  
 ein in

Abb. 2: Aus dem Tagebuch Casimirs zu Sayn-Wittgenstein vom Jahre 1727. (Foto: Studio Pohl, Berleburg.)

der Geschwulst gelegt haben, also daß ich ohne Stock wieder habe herum gehen können (23). Doch angesichts der von Carl bereits im „Consilium“ gerügten „excesse im Jagen“ besonders in naßkalter Luft (24), von Diätfehlern und langen Ritten bei Treibjagden, nach denen sich immer häufiger die typischen Beschwerden einstellen und Steine unter großen Schmerzen abgehen (25), sind auch alle ärztlichen Künste wenig wirkungsvoll.

Carls hofärztliche Tätigkeit beschränkte sich nicht allein auf die Betreuung des Grafen. Anlässlich einer Rötelnepidemie im Jahre 1729 wird er zur erkrankten Schwägerin Casimirs, bei der wegen einer Schwangerschaft Komplikationen befürchtet wurden, hinzugezogen (26); auch die Behandlung der Kinder gehörte zu seinen Pflichten (27).

Darüber hinaus ist Carl aber schon von Beginn seines Wirkens in Berle-

burg mehr als ein medizinischer Berater des Grafen: Er beeinflusst als Vorbeter und Prediger auch entscheidend das religiöse Leben Casimirs. Die Tagebuchnotizen des Grafen enthalten seitenlange Mitschriften von erbaulichen, im Geist des radikalen Pietismus gehaltenen „Ermahnungen“, geistlichen Übungen und Betrachtungen Carls (28). War der Graf durch Unpäßlichkeiten am Kirchgang verhindert, so übernahm sein Arzt geistliche Pflichten: Am 4ten hielte der H(err) Doctor Carl allhier in meinem Zimmer Versammlung, über das gewöhnliche Sonntägliche Evangelium und Epistel, und deutete solche auf unsere natürliche und angeborene Taubheit und Stummheit unseres Geistes zu Göttlichen Dingen (29).

Die Vorrangstellung, die Carl durch das besondere Vertrauen des Grafen in Berleburg genoß, sollte jedoch schon bald erschüttert werden. Am 13. November 1729 vermerkt Casimir: Sonst

ist nichts sonderliches passiert, als daß der Welt berühmte [sic!] D: Dippelius der unter dem Nahmen Democritus denen Gelehrten bekannt ist, und 6 1/2 Jahr in der Insel Bornholm gefangen geseßen hierher kommen ist, mit welchem ich also auch bekant worden bin. Er ist im Umgange ein artiger, humaner, gelehrter und geschickter Mensch. (30)

Johann Conrad Dippel (Abb. 3), eine der interessantesten, berühmtesten, schillernden Gestalten jener Zeit, der als Theologe, Arzt und Alchimist in weiten Kreisen einen geradezu legendären Ruf genoß, war als Theosoph und radikalpietistischer Einzelgänger so populär wie kein anderer, und seine polemischen Schriften waren umstritten wie seine Person, gepriesen, gescholten, als ketzerisch verurteilt, enthusiastisch gefeiert, nicht selten oberrichtiglich verfolgt. Die Vielseitigkeit und die Vielschichtigkeit dieses Abenteurers regt seit zweieinhalb Jahrhunderten Kirchen-, Medizin- und Philosophiehistoriker zur Beschäftigung mit dem Phänomen Dippel an; bis heute aber steht eine Monographie, die alle Facetten des Lebens und Denkens dieses Mannes erfaßt, aus (31). Wenn gleich Dippel mit dem Vorsatz nach Berleburg gekommen war, mit Rücksicht auf den gräflichen Gastgeber und um seines eigenen Friedens willen sein streitbares Naturell zu zügeln, so blieb dennoch, allein durch die starke Persönlichkeit des vielseitig begabten Mannes, eine Wandlung der Atmosphäre am Hof nicht aus.

Aus den Aufzeichnungen Casimirs, die weiterhin über eine „Erweckungs-Ermahnung“ Carls (32) und die sonnenabendlichen Versammlungen in dessen Hause (33) ausführlich berichten, geht nichts über Dippel hervor, er wird nur an wenigen Stellen im Zusammenhang mit dem Auftreten Zinzendorfs und dessen Versuch, die Berleburger Separatisten nach dem Herrnhuter Vorbild zu einer Brüdergemeinde zusammenzuschließen (34), erwähnt. Dieser Versuch, durch Ämterverleihung – Carl und Dippel wurden zu „Weissagern“ berufen – und eine Gemeindeordnung, aus radikal-pietistischen Individualisten eine lammfromme Herde zu machen, endete kläglich und stiftete mehr Disharmonie als Frieden.

So blieb Carls Neujahrswunsch für das Jahr 1731, in dem er für seinen gräflichen Herrn erhoffte, daß aus des-



sen Herten, Haus, Hoff und Land ein rechtes Paradies werden möge, nur ein frommer Wunsch (35).

Die anfänglich freundschaftliche Beziehung zwischen den beiden Ärzten begann bereits deutliche Spannungen zu zeigen – *Carl* setzte sich u. a. mit der von ihm verfaßten Erbauungsliteratur (36) mannigfaltiger Kritik aus –, die sicherlich auch zu den Mißbeligkeiten am Hofe beitrugen (37).

Die beiden pietistischen Ärzte machten sowohl durch ihren religiösen als auch durch ihren ärztlichen Ruf Berleburg zu einem wahren Wallfahrtsort der Erweckten. Zwei Herrnhuter Brüder kamen als Boten *Zinzendorfs*, von denen der eine, der junge Mediziner *Krügelstein*, nicht zuletzt an den Rezepten und Arzneimitteln *Dippels* interessiert gewesen sein dürfte (38). *Friedrich Christoph Oetinger*, der zu dieser Zeit noch die Absicht hatte, als Arzt zu wirken, erlebt bei seinem Besuch in Berleburg einen heftigen Streit zwischen *Dippel* und dem Hofkaplan *Adam Struensee* (39), der später *Carls* Schwiegersohn werden sollte.

Die medizingeschichtlich wichtigsten Begegnungen zwischen erweckten Ärzten aber fanden im Jahre 1732 in Berleburg statt: *Johann Christian Senckenberg* (1707–1772) besucht die von ihm hochgeschätzten Ärzte *Dippel* und *Carl*, mit denen er bereits seit 1731 korrespondierte und sich medizinische Ratschläge für seine beginnende ärztliche Praxis geben ließ (40). *Senckenberg* reiste im April 1732 nach Berleburg (41) und begab sich zunächst zu dem ihm schon persönlich bekannten *Carl* (42). Das Tagebuch *Senckenbergs* gibt über den kurzen Aufenthalt, bei dem er auch *Dippel* kennenlernte, interessante Aufschlüsse. Aus den Eintragungen, die in einer deutsch-lateinischer Mixtur und entsprechenden Kürzeln abgefaßt sind, läßt sich der enge Kontakt, in dem der junge Arzt mit dem zunächst bewunderten älteren Kollegen steht, ablesen. Er wird in dessen Haus freundlich aufgenommen, zum Essen und zum Tee eingeladen und in Fachgesprächen mit medizinischen Fragen vertraut gemacht.

Einen besonderen Platz nimmt die Arzneimittelherstellung ein, über die *Carl* seinen Besucher detailliert informiert und deren Ergebnisse er in der „schönen Apotheke“ und dem Labora-

torium im Schloßbereich vorweist (43). Das Laboratorium, in dem *Carl* selbst chemische Arbeiten verrichtete, zog die Aufmerksamkeit *Senckenbergs* besonders an, und die großzügige Ausstattung, u. a. mit einem Probierofen ganz von Eisen (44), erregte seine Bewunderung. Die Tage sind ausgefüllt mit ärztlichen Gesprächen, bei denen auch das „podagrische“ Leiden des Grafen *Casimir* erwähnt wird (45). *Carl* zeigt dem jungen Arzt seinen medizinischen Hausrath, der aus wenigen Präparaten besteht, die in einer kleinen Hausapotheke zusammengestellt sind (46).

Während seines Aufenthaltes in Berleburg erhält *Senckenberg* durch *Carl* einen komprimierten, intensiven Kurs in der Kunst des Therapierens, und die praktischen Hinweise, die im Tagebuch kurz notiert und in den erhaltenen Excerpten (47) ausführlich festgehalten werden, dürften für den jungen Arzt eine gute Grundlage für die eigene Praxis geboten haben. – Besondere Erwähnung findet auch der von *Carl* angelegte Kräutergarten bei dem Münzhaus an der Schloßmauer, in dem Heilpflanzen gezogen wurden, sowie eine „Haselnuß-Allee“ im Schloßgarten (48).

Die Begegnung mit *Dippel*, den *Senckenberg* eingehend nach Temperament – „sehr vif“ – und äußerer Ge-

stalt beschreibt, hinterläßt einen tiefen Eindruck (49). Er referiert u. a. über die Ideen der beiden *van Helmont* und konfrontiert den Besucher mit alchemistischen Fragen, die in ausführlichen Gesprächen vertieft werden. Als einen besonderen Gunsterweis vertraut er *Senckenberg* das Rezept für sein „Sal mirabile“ an, das er einst in Holland in großen Mengen hergestellt hatte (50).

Neben den Fachgesprächen notiert *Senckenberg* auch den obligaten Hofklatsch, der die Spannungen zwischen den einzelnen Akteuren fühlen läßt. *Carl*, von dem er berichtet, daß ihn seine Frau von den Inspirierten abgebracht habe und daß sie fast ganz *Herr über ihn* sei (51), gibt am 15. April 1732 *Senckenberg* bei der Abreise ein freundliches Geleit (52).

Dennoch scheint sich das freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden abgekühlt zu haben, während die Beziehung zu *Dippel* enger wird. Am 14. Juli 1732 schreibt dieser einen Brief nach Frankfurt in die Hasengasse, in dem er *Senckenberg* neben der Erörterung religiöser Fragen auch medizinische Ratschläge zur Therapie einer schwierig zu behandelnden Krankheit erteilt: Sein „Elixir acidum“, das *Dippel* schickt, und die „Tinctura q balsamica“ würden gut soulagement bringen; alle acht Tage solle ein Loth des Sal mirabile Glauberi gegeben werden (53).

Mit den hier erwähnten „sauren Tropfen“ *Dippels* und den „balsamischen Pillen“ bzw. dem „Polychrestpulver“ *Carls* trieb übrigens Graf *Casimir* nach einer schweren Kolik an einem Tag drei Nierensteine ab (54).

Im Hochsommer des Jahres 1732 vertiefte *Senckenberg* den Kontakt zu seinen ärztlichen Förderern am Berleburger Hof durch einen zweiten, diesmal längeren Besuch (55). Während des fast dreiwöchigen Aufenthalts verbringt er die meiste Zeit im intensiven Austausch mit *Dippel* – das Tagebuch ist angefüllt mit Details aus den Gesprächen mit *CD* (*Christianus Democritus*) und dessen chemischen, medizinischen und religiösen Ansichten (56). Dabei gerät *Senckenberg* zunehmend in die Polarisierung zwischen *Dippel* und *Carl*, wobei er auf der Seite des ersten steht und eine kritische Haltung gegenüber *Carl* einnimmt: D. Carl ist gar leicht zu wenden u(nd) zu drehen, wie



Jo. Conrad Dippel,  
Med. Doctor, vulgo  
Christianus Democritus.

Abb. 3: Johann Conrad Dippel (1673–1734). Kupferstich 18. Jh. (Foto: Deutsches Medizinisches Museum, Ingolstadt.)

man will (57). – Das geistige Klima hatte sich am Berleburger Hof so verschlechtert, daß sich *Carl* mit dem Gedanken trug, nach Halberstadt zu gehen oder nach Büdingen zurückzukehren (58), Pläne, die durch eine schwere Erkrankung seiner Frau undurchführbar waren.

Neben der theoretischen Beschäftigung mit der *Materia medica* nimmt *Senckenberg* jede Gelegenheit wahr, seine pflanzenkundlichen Studien in der Umgebung Berleburgs und im Kräutergarten *Carls* zu betreiben (59). Die Beschäftigung mit der Botanik, einem Fach, in dem *Senckenberg* bereits hervorragende Kenntnisse besaß, spielt in dieser Entwicklungsphase im Leben des durch viele neue Eindrücke und die pietistische Vertiefung in religiöse Fragen oftmals irritiert wirkenden jungen Arztes auch eine gewisse stabilisierende Rolle (60).

Am Ende seines Aufenthaltes am Hofe *Casimirs* intensiviert *Senckenberg* noch einmal die Verbindung mit *Carl*, der ihn seinerseits auch in persönlichen Dingen ins Vertrauen zieht (61). Nach Frankfurt zurückgekehrt, bleibt aber der briefliche Kontakt nach Berleburg nur mit *Dippel* bestehen. Aus dessen an *Senckenberg* gerichteten Briefen und Schriften lassen sich die weiteren pietistisch-medizinischen Ereignisse am Hofe *Casimirs* entnehmen, so die zunehmende Animosität zwischen den beiden erweckten Ärzten; aus *Dippels* Sicht ist die Harmonie zerstört, nicht zuletzt dadurch, daß der confuse H. Dr. *Carl* mit seinem kontinuierlichen anzapfen in seiner fama die Wunden selbst immer von neuem refincirt und in seiner Schulmeisterlichen Dictatur absolute das letzte Worth wird haben wollen ... (62).

Der streitbare Geist *Dippels*, der sowohl seine theologischen als auch seine medizinisch-althemistischen Widersacher herausfordert, ist auch in den folgenden Jahren, ungeachtet einer Konfrontation mit dem Grafen *Casimir*, der die Rücknahme einer Streitschrift durchsetzt (63), ungebrochen. Als dann im Jahre 1733 *Johann Samuel Carl* sein gegen die Auswüchse der Alchemie und gegen die chemiatri-sche Quacksalberei gerichtetes Buch (64) herausbringt, in dem er, zwar ohne Namensnennung, *Dippel* offen angreift (65), bricht bei diesem der ganze angestaute Zorn los: Er verfaßt 1734 eine polemisch-satirische

Schrift mit dem Titel: Allgemeine Promotion zu Doctoren in der Medicina etc., die als korrigiertes Originalmanuskript und in einer Abschrift *Senckenbergs* erhalten ist (66). Hier greift er unverblümt und frontal, unter bewußter Verwendung persönlich beleidigender Formulierungen, den ehemaligen Freund an, dem er u. a. Brotneid, Verlogenheit, Mißgunst und unlauteres Verhalten in der Ausübung des ärztlichen Berufes vorwirft.

Einen breiten Raum nimmt die Rechtfertigung *Dippels* gegen den Vorwurf der Betrügerei durch die Goldmacherkunst, für die er mit Reklamezetteln warb, ein. Ärzte, die ihre eigenen Arzneimittel herstellten und selbst vertrieben, – wie dies *Carl* mit seiner Hausapotheke zu tun pflegte –, seien viel schlimmer und ihr Handeln verwerflicher: Ist dieses aber ein Argument, die Storgerey zu beweisen, so greife doch dieser tolle Gros-Sprecher in seinen eigenen Busen, und lese nicht nur die gedruckte Zettel, sondern vielmehr ganze Bücher, die er zum Behuf seiner eigenen Krämerey von denen Tugenden seiner Medicamenten hat lassen ausgehen. Man hat freylich in vorigen Zeiten noch nichts von dieser Storgerey derer Medicorum gewust, worinnen denen Apothekern ein großer Schade und Eintrag geschiehet; da aber in unsern Tagen der angesehenste und berühmteste [Hoffmann!] mit dieser scabiosen Invention den Anfang gemacht, so sind die übrige Lumina Academica, die eben so gute Arcana zu besitzen praetendiren, getrost in seine Fußstapfen getreten, und dienen dem Bono publico, oder vielmehr ihrem Geitz und Beutel auch mit dieser Apothekerey in Compendio: Man findet dann dergleichen verdriesliche Apothekergens in allen großen Städten in Teutschland, in welchen Zwölff, minder oder mehrer medicinische Aposteln stecken, die alle Teufel der Kranckheiten sollen austreiben, die Predigt dieses Evangelii findet man dabey in Compendio auf einem gedruckten Zettul. Die gute Herrn Apotheker, die dergleichen Arcana vielleicht besser verfertigen könnten, müssen freylich über diese neue Charlatanerie seufzen; doch weilen diese Meister-Köche ihnen an Auctorität über den Kopf gewachsen, so müssen sie muchsen und dem Spiel zusehen. Hätten sie aber, wie in Holland, überall die Permission, selbst Praxin clinicam zu exerciren, so solte man bald gewahr werden, welcher unter diesen Köchen das größte Messer trüge (67).

Die Bemerkung *Carls* in dessen „Storgerey“, *Dippel* sei ein „Bon vivant“ (68), bringt ihn besonders in Harnisch und liefert ihm einen willkommenen Anlaß, dessen Auftreten und Lebensart zu kritisieren: Ich kann aber noch errathen, was diesen Heuchler ein solches Urtheil abgezwungen: nemlich man hat niemals bey mir eine heilige affectirte Figur im Essen und Trincken wahrgenommen, ich habe gegessen und getrunken, was da war, und was mir wohl schmeckte, auch habe ich mich nicht in Kleidern von andern meines gleichen distinguiert, vielweniger bey jeder Gelegenheit als einen verdrießlichen Schulmeister, wie er überall thut, aufgeführt, oder meine geistliche Pillen denen Leuten obbrudiret, sondern in dieser Pflicht die Gelegenheit abgewartet, die mir ultro an die Hand gegeben wurde (69).

Mit großer Genugtuung vermerkt *Dippel*, daß der vermeintliche Futterneid *Carls*, der ihn trieb, gegen einen einstigen pietistischen Bruder, den Arzt und Alchemisten *Douceadan* [bei *Dippel* „Douzeaidans“] in einem Buch (70) abfällige Bemerkungen zu machen, bestraft worden sei. Die Passage mußte auf Befehl des Grafen Isenburg-Büdingen, in dessen Diensten der von *Carl* Attakirte stand, herausgenommen werden (71).

Die Konfrontation mit diesem Büdinger Chemiater deutet *Carl* bereits in einem Brief an *Johann Christoph Goetz* an und berichtet diesem auch über die peinlichen Konsequenzen (72).

Die Streitschrift *Dippels*, auf die an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden soll, zeigt deutlich, welche Konflikte sowohl in den unterschiedlichen medizinischen Auffassungen als auch im persönlichen Zusammenleben der doch eigentlich um wahres Christentum bemühten beiden Ärzte am Berleburger Hof ausgetragen werden mußten.

Äußerlich findet durch den Tod *Dippels* zu Ostern 1734, in dem Jahr, das er so streitbar begonnen hatte, die Auseinandersetzung ein Ende; der geistige Zündstoff bleibt jedoch weiterhin wirksam. Noch neun Jahre später drückt *Carl* in einem Brief an den Frankfurter Verleger *Andreas Gross* seine Enttäuschung über die Parteinahme *Senckenbergs* für den von *Carl* wegen der heroischen Kuriermethoden so bekämpften *Douceadan* aus, bemüht sich aber, der Angelegenheit eine



versöhnliche Note zu geben: Wolte daß mit einem Gruß und Versicherung der alten Freundschaft Ihn Liebe bedeuten ... So glaube, wenn es der liebe Herr Doucedan und Senckenberg das künftige wie das Gegenwärtige so einsetzten, solten Sie das Cave uns [Carl und Dr. Müller in Büdingen] perdoniren, wann wir auch in der Sache zu viel gethan. Der Brief kam in Senckenbergs Hände und wird in seiner Sammlung aufbewahrt (73).

Nach dem Tode Dippels scheint sich auch das Verhältnis Carls zu Graf Casimir entspannt zu haben; der inneren Bindung zu seinem Arzt gibt der Graf in seinem Tagebuch Ausdruck, wenn er anlässlich einer Reise, die Carl einige Tage von Berleburg wegführt, notiert: Gott laße sein uns hinterlaßenes gutes exempel an mir insonderheit und an allen denen Meinigen auch an allen, die ihn kennen, zum Segen seyn, und schencke uns immer mehrere Treue und Ernst, damit wir insgesamt, Er und Wir im christlichen Wandel, Kampf und Streit ausharren, um endlich zur Vollkommenheit der Erstgebohrnen im Himmel auch zu gelangen Amen, Amen! (74).

So bedeutete der Abschied Carls im Jahre 1736, als er die ehrenvolle Stelle eines königlichen Leibarztes am dänischen Hofe annimmt, für den Grafen eine Umstellung in jeder Hinsicht. In den sich mehrenden Gichtanfällen und anderen schmerzhaften Zuständen läßt man Dr. Rothberg aus Wetzlar kommen, der sich zwar auch eingestellt, aber mir weiter nichts zu verordnen gewußt, als Pfaffen Rohr Wurtzeln, Garten Cichorien Wurtzeln und Quecken Wurtzeln mit Molcken als einen Thee zu trincken (75).

Im gleichen Jahr, 1741, stirbt Casimir. Mit ihm geht in Berleburg eine Epoche zu Ende, die ihre entscheidenden Impulse von erweckten Ärzten empfangen hatte.

#### Anmerkungen

- (1) Vgl. dazu Schrader, Hans-Jürgen: Berleburgs Beitrag zur Geschichte der religiösen und literarischen Toleranz in Deutschland. Wittgenstein, Blätter des Wittgensteiner Heimatvereins 69 (1981) [Sonderdr.] S. 1–12.
- (2) Winckel, Friedrich Wilhelm: Aus dem Leben Casimirs, weiland regierenden Grafen zu Sayn-Wittgenstein-Berleburg. Frankfurt a. M. 1842, S. 67.
- (3) Goebel, Max: Geschichte des christlichen Lebens in der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche. Bd. 3 Koblenz 1860. 2. Buch: Der Separatismus in Wittgenstein.

- (4) Goebel (1860) S. 124.
- (5) Winckel (1842) S. 67.
- (6) Winckel (1842) S. 86f.
- (7) Vgl. hierzu Schrader, Hans-Jürgen: Literaturproduktion und Büchermarkt des radikalen Pietismus. Phil. Diss. Göttingen 1979. Druck in der Reihe „Palaestra“ Göttingen [in Vorbereitung].
- (8) Die sechs Bände des Tagebuchs befinden sich unter der Signatur RT 3/12–17 im Fürstl. Sayn-Wittgensteinschen Archiv in Berleburg.
- (9) Vgl. dazu Habrich, Christa: Pathographische und ätiologische Versuche medizinischer Laien im 18. Jahrhundert. In: Heilberufe und Kranke im 17. und 18. Jahrhundert. Hrsg. Wolfgang Eckart und Johanna Geyer-Kordesch [Münstersche Beitr. z. Gesch. u. Theorie d. Medizin. Hrsg. K. E. Rothschub und R. Toellner, Bd. 18]. Münster 1982, S. 99–123.
- (10) Tagebucheintragung vom 18. Februar 1724. Fürstl. Sayn-Wittgensteinsches Archiv [RT 3/12], S. 52. In ähnlicher Weise äußert sich Casimir am 30. Januar 1726. Ebd. S. 514.
- (11) Tagebucheintragung vom 16. Juni 1724 (Sign. s. Anm. 10), S. 135f.
- (12) Tagebucheintragung vom 10. Januar 1725 (Sign. s. Anm. 10), S. 279.
- (13) Tagebucheintragung vom 30. Januar 1726 (Sign. s. Anm. 10), S. 513f. Carl verordnet hier mit Erfolg sein „rothes so genanntes Hitzpulver“. Vgl. auch Tagebucheintragung vom 31. Januar 1726, ebd., S. 517.
- (14) Tagebucheintragung vom 17. Dezember 1726 [RT 3/13], S. 47. – Vgl. auch Winckel (1842) S. 116–118.
- (15) Tagebucheintragung vom 11. Mai 1727 (Sign. s. Anm. 14), S. 163f.
- (16) Consilium Medicum In Colica Spasmodica etc. Fürstl. Sayn-Wittgensteinsches Archiv Berleburg [Akten F. 82, Bd. 4/2].
- (17) Zu Johann Samuel Carl vgl. Habrich, Christa: Untersuchungen zur pietistischen Medizin und ihrer Ausprägung bei Johann Samuel Carl (1677–1757) und seinem Kreis. Med. Habil. Schr. [Masch. schr.]. München 1982. Druck in Vorbereitung (Guido Pressler, Hürtgenwald). Hier wird das „Consilium“ in vollem Wortlaut ediert.
- (18) Graf Casimir notiert: „Gegen Neun uhren starb auch unser Medicus D: Valentin an einer hitzigen hier grassirenden Krankheit.“ Tagebucheintragung vom 8. Februar 1728 (Sign. s. Anm. 14), S. 295. – Valentin war ein Sohn des berühmten Professors der Medizin in Giessen, Michael Bernhard Valentini (1657–1729). Über diesen Universalgelehrten, der bisher kaum Beachtung fand, vgl. die demnächst erscheinende Publikation von Jost Benedum und Ch. Giese: Die Professoren der Medizin in der Giessemer Gemäldegalerie [Arb. z. Gesch. d. Med. in Giessen, Bd. 5]. Giessen 1983.
- (19) Tagebucheintragung vom 15. Mai 1729 [RT 3/14], S. 201. Tagebucheintragung vom 28. Mai 1731 [RT 3/15], S. 99. Tagebucheintragung vom 4. Juni 1734 [RT 3/16], S. 32f.
- (20) Vgl. den Brief Carls an Johann Christian Senckenberg vom 15. 9. 1731. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 49].
- (21) Aus dem „Consilium“ (s. Anm. 16).
- (22) Tagebucheintragung vom 30. Juni 1728 [RT 3/14], S. 20f.
- (23) Tagebucheintragung vom 27. Februar 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 156.
- (24) Consilium (s. Anm. 16), 4c.
- (25) Tagebucheintragung vom 18. September 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 230.
- (26) Tagebucheintragung vom 23. Oktober 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 248f.
- (27) Tagebucheintragung vom 15. November 1733 [RT 3/15], S. 432.
- (28) Vgl. z. B. Tagebucheintragung vom 6. Februar 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 147–149. Tagebucheintragung vom 13. Februar 1729, ebd. S. 151–154.
- (29) Tagebucheintragung vom 4. September 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 231f.
- (30) Tagebucheintragung vom 13. November 1729 (Sign. s. Anm. 22), S. 274. – Vgl. auch Winckel (1842) S. 120.
- (31) Aus sehr verschiedenen Blickwinkeln bearbeiten die folgenden, exemplarisch ausgewählten Autoren Leben und Wirken Dippels. Johann Conrad Dippel: Wein und Oel in die Wunden des gestäubten Pabstthums der Protestirenden. O. O. 1698, S. 344ff. – S. J. Baumgarten: Geschichte der Religionsparteyen. Hrsg. J. S. Semler. Halle 1766, S. 1119–1125. – Goebel (1860) S. 66–193. – Karl-Ludwig Voss: Christianus Democritus. Das Menschenbild bei Joh. Conrad Dippel [Beih. Zschr. f. Religions- und Geistesgesch., Bd. 12]. Leiden 1970. – E. E. Aynsley und W. A. Campbell: Johann Conrad Dippel. Medical History 6 (1962), S. 281–286. – Eine Arbeit mit vollständiger Bibliographie bereitet der Kirchenhistoriker Hans Schneider, Göttingen, vor.
- (32) Tagebucheintragung vom 1. Dezember 1730 (Sign. s. Anm. 22), S. 339–344.
- (33) Tagebucheintragung vom 6. Dezember 1730 (Sign. s. Anm. 22), S. 348f.
- (34) Vgl. Pless, Viktor: Die Separatisten und Inspirierten im Wittgensteiner Land und Zinzendorfs Tätigkeit unter ihnen im Jahre 1730. Diss. Lic. theol. Münster 1921 [Masch. schr.].
- (35) Tagebucheintragung vom 31. Dezember 1730 (Sign. s. Anm. 22), S. 601.
- (36) Neben der Zeitschrift „Geistliche Fama“, die Carl seit 1730 herausgab, setzte er die berühmte „Historie der Wiedergebohrnen“ fort. Vgl. Reitz, Johann Henrich: Historie der Wiedergebohrnen. Vollständige Ausgabe des Erstdrucks aller sieben Teile der pietistischen Sammelbiographie (1698–1745) mit einem werkgeschichtlichen Anhang. [...] Hrsg. und mit einem Nachwort versehen von H.-J. Schrader. Tübingen 1982.
- (37) Tagebucheintragung vom 2. April 1731 [RT 3/15], S. 71.
- (38) Pless (1921) S. 109.
- (39) Oetinger, Friedrich Christoph: Selbstbiographie. Genealogie der realen Gedanken eines Gottesgelehrten. Hrsg. v. J. Roessle [Zeugnisse der Schwabenväter, Bd. 1]. Metzingen 1961, S. 54.
- (40) Im Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt, befinden sich zwei Briefe Johann Samuel Carls an Senckenberg, in denen medizinische und religiöse Themen behandelt werden [Mappe 49]. Sie sind in vollem Wortlaut ediert bei Habrich (1982), Quellenanhang. – Auch Dippel schreibt am 19. November 1731 einen Brief an Senckenberg, in dem er im Zusammenhang mit einem Rezept, das er diesem anvertraut, Carl erwähnt. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 28].
- (41) Vgl. De Bary, August: Johann Christian Senckenberg. Frankfurt a. M. 1947, S. 85–87.
- (42) Dies geht aus dem Brief Carls vom 15. 9. 1731 (s. Anm. 20) hervor.
- (43) Senckenberg, Tagebuch Bd. 1, S. 105f. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt.
- (44) Senckenberg, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 119.
- (45) Senckenberg, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 108, 110.
- (46) Senckenberg, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 110.

- (47) Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 28].
- (48) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 119.
- (49) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 109.
- (50) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 118.
- (51) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 120.
- (52) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 43), S. 121.
- (53) Brief Johann Conrad Dippel an Senckenberg vom 14. Juli 1732. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 28].
- (54) Tagebucheintragung vom 18. April 1734. Fürstl. Sayn-Wittgensteinsches Archiv, Berleburg [RT 3/16], S. 16f.
- (55) Vgl. *De Bary* (1947) S. 89–92.
- (56) *Senckenberg*, Tagebuch Bd. 2, S. 347–428. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt.
- (57) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 56), S. 371.
- (58) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 56), S. 370f.
- (59) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 56), S. 367.
- (60) Zu Senckenbergs botanischen Studien im Anschluß an seinen Aufenthalt in Berleburg vgl. *Karl Löber*: Aus Johann Christian Senckenbergs Reisenotizen über den Ebsdorfer Grund, das Lumdatal und die Wetterau 1732. Nassauische Ann. 84 (1973), S. 88–97. Freundl. Hinweis von Dr. *Müller-Jabncke*.
- (61) *Senckenberg*, Tagebuch (s. Anm. 56), S. 410 bis 427.
- (62) Brief Dippels an Senckenberg vom 4. November 1732. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 28].
- (63) Vgl. Postscriptum des Briefes an Senckenberg (s. Anm. 62): „Die Sachen gegen die Nürnberger sind zu maculatur gemacht...“.
- (64) *Carl, Johann Samuel*: Zeugnuß von chymischer Storgerey sonderlich in neuen Exempeln. Samt einer Nachrede von Fatis Chymicis. Frankfurt und Leipzig 1733. – Die Wahl des Buchtitels enthielt bereits eine Anspielung auf Dippel, der 1705 sein Werk „Anderer Theil des Weg-Weisers zum Licht und Recht In der äussern Natur etc. Sammt einer Vorrede, Worinnen des Christiani Democriti Fata Chymica etc. communiciret werden“, publizierte.
- (65) *Carl* (1733) S. 142f.
- (66) Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 78].
- (67) *Dippel* (s. Anm. 66), in Senckenbergs Abschrift S. 19f.
- (68) *Carl* (1733) S. 143.
- (69) *Dippel* (s. Anm. 66), in Senckenbergs Abschrift S. 24.
- (70) Es handelt sich um: Medicinische Rathschläge. Büdingen 1733.
- (71) *Dippel* (s. Anm. 66), in Senckenbergs Abschrift S. 26f.
- (72) Brief Johann Samuel Carls vom 3. April 1733. Universitätsbibliothek Erlangen. Briefsgl. Trew. In vollem Wortlaut ediert bei *Habrich* (1982), Quellenanhang.
- (73) Brief Johann Samuel Carls vom 5. April 1743. Archiv der Dr. Senckenbergischen Stiftung, Frankfurt [Mappe 49]; in vollem Wortlaut ediert bei *Habrich* (1982), Quellenanhang.
- (74) Tagebucheintragung vom 28. November 1734 (Sign. s. Anm. 54), S. 185.
- (75) Tagebucheintragung vom 9. April 1741, Fürstl. Sayn-Wittgensteinsches Archiv, Berleburg [RT 3/17], S. 27f.

Anschrift der Verfasserin:  
Priv.-Doz. Dr. Dr. *Christa Habrich*  
Seltersweg 71  
D-6300 Gießen

## Darstellung der Alchemie in Gemälden von Jan Brueghel d. Ä. (1568–1625)

Von *Brigitte Hoppe*\*

### Alchemische Motive in der Kunst

Die europäische bildende Kunst des Mittelalters und der frühen Neuzeit setzte sich auf verschiedene Weisen mit der Alchemie auseinander. Außer den oft prächtig ausgeschmückten Illustrationen alchemischer Manuskripte und früher Drucke, die symbolische Darstellungen der Vorgänge des alchemischen Werks der Metall-„Umwandlungen“ sowie seiner mystischen Bedeutungen darboten, und von denen manche Bildergruppen unabhängig von Texten selbständig überliefert wurden (1), lassen Genreszenen von alchemischen Laboratorien, die auch in den alchemischen Schriften enthalten sein konnten, ihre Beziehungen zur Alchemie unmittelbar erkennen. Darüber hinaus spiegeln viele künstlerische Gestaltungen, wie plastischer Schmuck an mittelalterlichen Kathedralen, graphische Darstellungen und Gemälde eine seit dem 13. Jahrhundert zunehmende Auseinandersetzung wei-

ter Gesellschaftskreise mit den Inhalten, der Symbolik und der Gedankenwelt der Alchemie wider. Ihre Form der Mystik im Umgang mit Erscheinungen von Natur und Kosmos, die mit dem Christentum innig vermengt wurde, beflügelte die Phantasie der Künstler derart, daß sie sich der alchemischen Symbolik manchmal in gleichermaßen verschleiern, geheimnisvoll erscheinenden Darstellungen bedienten. Manche Kunstwerke konnten durch die Forschungen der vergangenen Jahrzehnte über die Kunst und Kultur des Manierismus der frühen Neuzeit der geistigen Welt der Alchemie zugeordnet werden. Seither gelten etwa die Niederländer *Hieronymus Bosch* (um 1450–1516) und *Pieter Brueghel d. Ä.* (1520–1569) als „Adepten“ der Alchemie. *David Teniers d. J.* (1610 bis 1694), der 1637 durch seine Vermählung mit *Anna*, der Tochter von *Jan Brueghel d. Ä.* in die zweite hervorragende niederländische Malerfamilie der Zeit eintrat, setzte sich auf einem Selbstporträt, auf dem er über einem Buch, einer Flüssigkeit in einem Kol-

ben, weiteren chemischen Gerätschaften und einigen Münzen – sowohl Ausgangsmaterial als auch Ziel alchemischer Experimente und zugleich ein Vanitas-Symbol bedeutend – meditierte, in ein von Rauch und Dämpfen erfülltes alchemistisches Laboratorium, in dem die Gehilfen am Werk waren (2). Die durch Symbolik, Esoterik und Surrealismus geprägte Kunst, die im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit blühte und in der Moderne wiederum weitergebildet wurde (*Dali*, *Ernst*, *Tanguy* u. a.) wird geradezu als „alchemische Kunst“ gekennzeichnet (3). Sie weist auf die Anteilnahme von Künstlern, Auftraggebern und Betrachtern an der auf eine übernatürliche Welt zielenden alchemischen Spekulation und Mystik, auf eine lebendige Gegenwart der Alchemie hin.

Die Wertschätzung der Alchemie als Bereich der Mystik und der die natürliche Umwelt in eine phantastische Übernatur umzuwandeln trachtenden Spekulationen war nicht die einzige Betrachtungs- und Deutungsweise der Alchemie in der Kunst jener Zeit. Da-

\* Herrn Prof. Dr. R. Schmitz zum 65. Geburtstag.



neben übten Künstler wie *Hans Weiditz*, *Pieter Brueghel d. Ä.* und weitere Kritik an den Scharlatanen und wahnhaften „Goldmachern“. Neben den phantasie reich ausgeschmückten satirischen Bildern über die Alchemie wurde die Bedeutung von Kunstwerken in einer weniger auffallenden, die alchemischen Gegenstände und Inhalte mehr oder minder beiläufig erwähnenden Darstellungsweise als Wiedergaben einer Betrachtung und Bewertung der Alchemie übersehen.

### Allegorie des Elements „Feuer“ von Jan Brueghel d. Ä. als Gemälde des Manierismus

Auf Gemälden des niederländischen Malers *Jan Brueghel d. Ä.* sind bisher unbeachtet gebliebene Aussagen über die frühneuzeitliche Alchemie zu finden. Nur die Teilansicht eines Bildes mit Laborgeräten erschien ohne Nennung des Urhebers und ohne weitere Erläuterungen mit der Beschriftung „Inventar eines unbekannten Chemikers des siebzehnten Jahrhunderts“ in der *Chemiegeschichtsschreibung* (4). Ein neuerer Versuch einer Beschreibung des gesamten Gemäldes würdigte den Hauptinhalt, verfehlte aber gerade eine zutreffende Deutung und Einordnung der auf die Alchemie bezogenen Aussagen (5).

Das hier betrachtete Gemälde des „Samt-“ oder „Blumen-Brueghel“ gilt als eine Allegorie des peripatetischen Elements Feuer (Abb. 1). *Jan Brueghel d. Ä.* malte es 1608 (signiert und datiert) im Auftrag von Kardinal *Federico Borromeo*, Erzbischof von Mailand, wo es jetzt in der *Biblioteca Ambrosiana* aufbewahrt wird (6). Die Werke von *Jan Brueghel d. Ä.* werden wie auch die seines Vaters *Pieter Brueghel d. Ä.*, genannt „Bauern-Brueghel“, der seinerzeit vorherrschenden Kunstrichtung zugeordnet. Wie viele seiner Bilder trägt das Gemälde des „Feuers“ hinsichtlich der Thematik und der Ausführung die Kennzeichen manieristischer Kunst (7). Obwohl auf etwa der Hälfte der Bildfläche eine naturalistische felsige Waldlandschaft prangt und sich auch das Innere der in Gewölberuinen ausgebreiteten Werkstätten naturalistisch gibt, stellt das gesamte Bild doch eine phantastische Ideallandschaft dar, in der in Weiter-

bildung der Darstellungsweise des *Pieter Brueghel d. Ä.* eine Fülle von Einzelmotiven zu einem „intellektualistischen“ Kunstgebilde zusammengestellt wurde. Die vielen allegorischen Bilder von *Jan I* lassen sich mit Kulissen von Theaterbühnen, die aus denselben und ähnlichen Requisiten in wechselnder Zusammensetzung und Anordnung zu verschiedenen allegorischen und mythologischen Szenen aufgebaut wurden (8), vergleichen. Die vielen durch *Jan I* zusammengestellten Bilderszenen erscheinen „surrealistisch“. Sie enthalten Aussagen auf verschiedenen Ebenen der Realität, die sich nur dem nachdenkenden Betrachter erschließen. Obgleich viele der naturgetreu geschilderten einzelnen Gegenstände der Alltagswelt entnommen sind und damit einen Bezug zum Leben des einzelnen bis hin zu der damals noch täglich möglichen Feuersnot vermitteln, erscheint doch das menschliche Individuum bis zur Staffage zurückgedrängt und der höheren Ordnung der Allegorie, die den Alltäglichkeiten einen kosmischen oder mythologischen Inhalt verleiht, unterworfen. Dementsprechend gibt das betrachtete Bild einen wesentlichen Inhalt der manieristischen Kunst wieder: die „Entfremdung“ aufgrund der Zweifel an der Realität und sogar an der Identität des einzelnen Individuums und des eigenen Ich, wie sie in den Bildern von *Giuseppe Arcimboldo* augenfällig wird,

der ein Porträt des Feuers aus Kerzen, Kerzenhaltern, -stöcken, Öllampe, mit einem Feuerkranz aus brennenden Holzkohlen gekrönt, zusammenstellte (vgl. Abb. S. 189 bei *F. Württemberg* 1962). Die Aussage wird bei *Jan I* durch charakteristische Stilelemente vermittelt wie die Öffnung und Erweiterung des Raumes nach allen Seiten: innerhalb des Bildes durch die an mehreren Stellen, nach oben und unten, sogar gleichsam in das Erdinnere hineinweisenden in den Werkstätten und bei Feuersnot gebrauchten Leitern (9), die zugleich das Auf- und Absteigen auf mehreren Seinsebenen und kosmische Wandlungen symbolisieren. Weitere Raumöffnungen führen aus dem Bild hinaus, nach oben über den Hügel mit den in den nächtlichen Himmel auflodernden Flammen und dem Rauch, nach hinten durch den Ausblick aus dem Torbogen und aus den Fensterbögen der Ruine einer gewölbten Halle in die Ferne, nach unten durch den am entgegengesetzten Ende der Diagonale abströmenden Wasserlauf und nach vorn, indem der Betrachter unmittelbar in den Raum des chemischen Laboratoriums hineingestellt und an die Auslagen im Vordergrund hingeführt wird. Auch die Farbgebung des Gemäldes mit seinen Gegensätzen zwischen dunklen, stumpfen und hell glänzenden und leuchtenden Flächen und Stellen, woraus trotz der Statik der Motive eine abwechslungs-

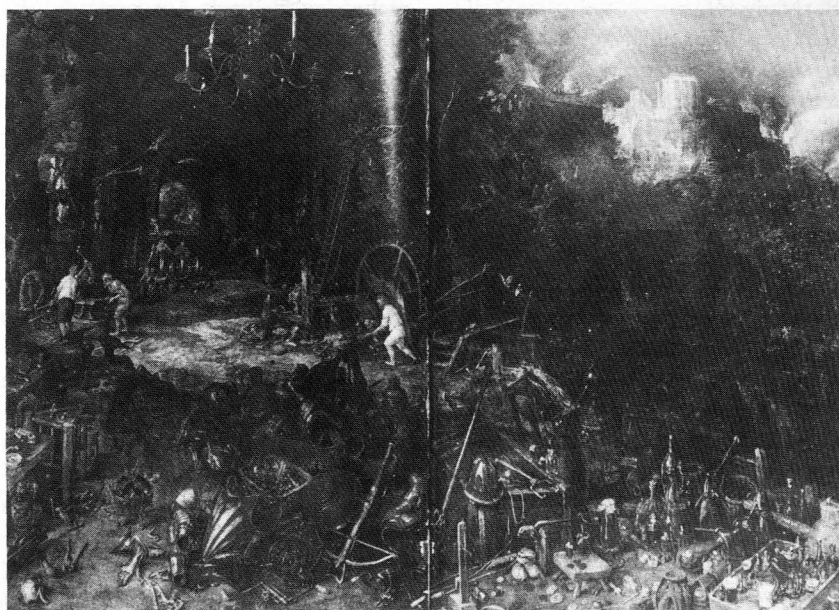


Abb. 1: Jan Brueghel d. Ä., Allegorie des Elements „Feuer“. 1608. Original in Mailand, Biblioteca Ambrosiana; im Vordergrund rechts Laboratoriumsgeräte und Destillationsvorrichtungen (nach einer Reproduktion bei G. de Alencar, BASF 19 (1969), 168f.).

reiche, viele einzelne Überraschungseffekte erzielende Bewegtheit der Farben, Formen und Lichteffekte hervorgeht, ist kennzeichnend. Die äußerste Gestaltung, gleichsam das Glanzlicht der manieristischen Darstellungsweise der „Entfremdung“ und der Komposition des Gemäldes bildet schließlich der mitten hoch über dem scheinbaren „Innenraum“ in der Luft schwebende, Licht und feine Kultiviertheit ausstrahlende Prunkleuchter. Ob Leuchter wie manche der kostbaren Metallgefäße zusätzlich noch als kultisch-religiöse Symbole, die *Jan I* mitunter verwendete, gelten sollten, da derartige Geräte auch in Sakralräumen gebraucht wurden (10), läßt sich nicht sicher feststellen. Der Glanz des Leuchters als eines der kostbaren Produkte der Metallverarbeitung und zugleich als ein Träger des nutzbringenden und angenehmen Feuers und Lichts der Kerzen – wenn auch nicht alle aufgesteckt sind –, hier in der Form eines flämischen Messingleuchters, mit dem Österreichisch-Habsburgischen Doppeladler geziert, erhebt die Alltags- und Arbeitswelt auf das soziale und kulturelle Niveau der höheren Stände, somit auch des Stands der Auftraggeber von *Jan I*. Der Leuchter bezieht sich hier unmittelbar auf die Thematik des Bildes. Er taucht noch auf mehreren allegorischen Darstellungen, seiner eigentlichen Funktion beraubt, wohl hauptsächlich als ein den Räumen Einheit verleihender Blickfang auf.

Wie der Prunkleuchter, der durch seine Verzierung mit dem Österreichisch-Habsburgischen Doppeladler auf die Familie eines seiner Gönner, des Erzherzogs *Albrecht* hinweist, an dessen Hof in Brüssel *Jan I* Gelegenheit zum Studium der kostbaren, z. T. seltenen Gegenstände – wie wissenschaftliche Instrumente, Uhren, Metallschmiedearbeiten – seiner allegorischen Bilder eingeräumt wurde (11), kehren mehrere einzelne Motive der Darstellung auf weiteren Gemälden von *Jan I* wieder: die italienische Ruinenlandschaft mit Bogengängen und Gewölben, der Wasserfall mit Wasser- und Steg (seit 1595 nachweisbar) die Stadtsilhouette im Hintergrund (diesmal in Flammen lodern), die Szenen der Schmiede und ihrer Werkstücke, die Glockengießerei, die Waffen und Rüstungen und die auf Ti-

schen und Regalen sorgfältig zur Schau gebotenen Metallgefäße des Kunsthandwerks und der Goldschmiedekunst. Aus diesen Motiven baute *Jan I* unmittelbar im Anschluß an die Allegorie des Feuers zwischen 1608 und 1623 in ähnlicher Anordnung eine Reihe von Bildern mit hauptsächlich mythologischem Inhalt bis zu einer christlichen Allegorie mit der Predigt des Jesajas auf: Aphrodite (Venus) in der Schmiede des Hephaistos (Vulkans), z. T. mit dem seine Waffen empfangenden Kriegsgott Ares (Mars) (12). Im Gegensatz zu jener Bilderfolge, bei der eine den Bildinhalt bestimmende Personengruppe – meist Vulkan mit Venus und Amor – im Mittel- oder gar im Vordergrund herausgehoben wird, ist in der Feuer-Allegorie mit dem mythologischen Inhalt eine solche vorherrschende Gruppe von Gestalten verschwunden. Dafür tritt der „szenische Zusammenhang“ der gesamten Komposition – noch stärker als oft bei *Jan I* üblich (13) – hervor. Damit erhalten die dargestellten Einzelmotive an sich, in ihren wechselseitigen Beziehungen zueinander und innerhalb der gesamten Darstellung und ihrer Thematik ein größeres Gewicht. *Jan I* fügte sie zu einem eigenartigen Ganzen zusammen. Dazu dienten nicht nur einzelne Abwandlungen der wiederholten Motive, sondern auch zusätzliche, dem besonderen Thema zugeordnete Einzelszenen, hier die Versuchung des dem Feuer widerstehenden Heiligen Antonius und das chemische Laboratorium. Das zur Darstellung eines eigenen Inhalts neu gestaltete Gebilde darf als selbständige Einheit betrachtet und gedeutet werden.

### Chemiehistorische Deutung der Allegorie des „Feuers“

Die bisherigen Interpretationen des Gemäldes beschrieben die allgemeine Aussage der Feuer-Allegorie, welche die zerstörenden und zugleich die nutzbringenden Wirkungsmöglichkeiten und eine umfangreiche Skala von Erscheinungsformen des irdischen Feuers wiedergibt, und erwähnten einzelne Motive (14). Sie übersahen aber Einzelheiten, die sich auf die damalige Elementenlehre und deren Zusammenhänge mit der realen Welt der dargestellten handwerklichen Tätigkeiten

beziehen. Zudem vernachlässigten oder entstellten sie die Deutung der chemischen Gerätschaften innerhalb des gesamten Bildes. Daher ergeben sich gerade hinsichtlich der Darstellung der Inhalte der Chemie des 17. Jahrhunderts neue Einsichten.

Zum Verständnis des inhaltlichen Zusammenhangs zwischen dem chemischen Laboratorium und den Werkstätten bedarf es nicht der Erfindung einer phantasievollen Interpretation (15). Den Weg zu einer Betrachtung des Bildes wies *Jan Brueghel d. Ä.* selbst in einem Brief, in dem er unmittelbar nach der Fertigstellung 1608 über sein Bild schrieb: „... in welchem alle möglichen Arten von Waffen, Metallen, Gold, Silber und Feuer, verschiedenes aus der Alchemie und der Schnapsbrennerei zu sehen ist; alles ist nach der Natur mit großer Sorgfalt gemacht“ (16). *Jan I* fügte also die Motive, die nach damaligem Verständnis unmittelbar mit Anwendung und Gebrauch des Feuers in der Wirklichkeit des täglichen Lebens verknüpft waren, zu einem wohlgedachten Kunstgebilde zusammen: die verschiedenen Handwerkszweige, einschließlich der Alchemie und der Destillierkunst, die mittels des Feuers Erze aufbereiteten, Metalle und Naturprodukte wie Mineralien und Pflanzen verarbeiteten. Die Leitern können an die Bergwerkstätigkeit, welche die Rohstoffe zu den Metallarbeiten lieferte, erinnern. Trotz der Fülle der Gegenstände erscheint doch kaum einer überflüssig, ohne Bedeutung für die Erläuterung der einzelnen Szenen und der gesamten Thematik. Von der naturgetreuen Schilderung der Werkstätten, in der auch die Gestaltung der Räume, in denen die Werkleute emsig tätig sind, weniger auf eine die Wirklichkeit verhüllende Darstellung – nach *Ertz* eine unterirdische, geheimnisvoll düstere Hephaistos-Schmiede (17) – als vielmehr auf eine ziemlich wirklichkeitsnahe Wiedergabe der mit Ruß überzogenen Werkstattträume abzielt, läßt sich die intellektuelle Ebene des allegorischen Inhalts des Gemäldes abheben. Wenn sie auch in dem Brief von *Jan I* nicht ausdrücklich erwähnt wird, bildet sie dennoch das eigentliche Ziel der Darstellung: die Veranschaulichung eines kosmologischen Begriffs, des peripatetischen Elements Feuer. Die Inhalte der damaligen Elementenlehre waren



dem Urheber und den Betrachtern des Bildes geläufig, so daß sie enthalten oder gar unbewußt eingeflossen sein konnten und doch für den aufmerksamen Beobachter wahrnehmbar waren. Der terrassenförmige Aufbau des Bildes erscheint als ein Hilfsmittel zur Darstellung des „natürlichen Orts“ des Elements Feuer im Kosmos. Die lokal begrenzten Feuerstellen und Lichter in den Werkstätten erscheinen wie Abkömmlinge des im Hintergrund in der oberen Bildecke zur Vorherrschaft gelangenden umfassenden Feuers in der „höchsten“ sublunaren Sphäre, eben der des Elements Feuer. Außerdem läßt sich als grundlegende Aussage der Elementenlehre die wechselseitige Umwandelbarkeit der Elemente, welche die materiellen Veränderungen ermöglichen sollte, wahrnehmen; denn auch die übrigen drei Elemente sind abgebildet. In die der Feuersphäre benachbarte Luftregion steigen Rauch und Dämpfe auf, die aus dem festen (erdigen) Brennmaterial hervortreten. Die Erde, die Erze und Mineralien hervorbringt, trägt die Wälder und Fluren und lieferte das Material für die Bauwerke der Werkstattmauern und der Stadt. Augenfällig ergießt sich das Wasser als ein bewegter Wasserlauf mit Wasserfall längs der Diagonale (ein weiteres stilistisches Kennzeichen des manieristischen Bildaufbaus) durch die Landschaft. In der realen Welt der Werkstätten diente seine mittels der Wasserräder übertragene Energie zum Antrieb der Schmiedehämmer, Schleifräder und Blasebälge der Öfen. Auch in einem chemischen Laboratorium wurde Wasser vielfach verwendet. Schließlich konnte es zum Löschen der Feuersbrände gebraucht werden und bildete einen Gegensatz zum Feuer, was durch die gegensätzlichen Elementarqualitäten des Wassers, feucht und kalt gegenüber trocken und warm, begründet wurde. Ferner kam dem Wasser die besondere Bedeutung zu, daß seine Elementarqualitäten denjenigen der Substanz der Metalle, die ihm Gegensatz zu den festen Gesteinen fest und flüssig auftreten konnten, entsprachen. Auf die hervorragende Aktivität, d. h. materielle Veränderungen stiftende Fähigkeit des Feuerelements, wies die Darstellung der vielen Nutzungsmöglichkeiten in Handwerken, Künsten und in der Alchemie hin.

Während das angedeutete kosmologische Geschehen im Hintergrund auftaucht und die den Nutzanwendungen und dem Gemeinwohl dienenden Werkstätten sich im Mittelgrund darbieten, führt der Vordergrund den Betrachter an eine Fülle von einzelnen Gegenständen dicht heran. Nur wenige Gefäße und Geräte gehörten zum alltäglichen Hausrat, der auch aus Metall mit Hilfe des Feuers hergestellt und wie Kochtöpfe in Verbindung mit Feuer – ein häusliches Herdfeuer ist nicht abgebildet! – verwendet wurde. Die meisten der Gefäße des Kunsthandwerks auf dem Regal und die Waffen, die auf den weiteren Gemälden der Hephaistos-Schmiede und auf mehreren Allegorien über die fünf Sinne wiederkehren (18), waren nicht nur Produkte der Metallverarbeitung mittels des Feuers, sondern auch gesammelte und sorgfältig aufbewahrte Zimelien der Kunst- und Rüstungskammern. Die in den allegorischen Gemälden von *Jan I* häufig dargebotenen Motive aus den Kunst- und Wunderkammern sind auch in der Feuer-Allegorie zu finden (19). Da solche Kostbarkeiten nur aus fürstlichem Besitz stammen konnten, ordnet die Region des Vordergrunds – der mit dem Doppeladler geschmückte Prunkleuchter schwebt hauptsächlich über dem Vordergrund – das Gemälde der gesellschaftlichen Schicht eines weltlichen oder geistlichen Fürsten zu. In diese Region wurden auch die Geräte des chemischen Laboratoriums hineingestellt. Außer dem Beitrag der wirklichkeitsgetreuen Abbildung der in der zeitgenössischen Fachliteratur kaum derart anschaulich beschriebenen einzelnen Geräte erschließt die Wiedergabe des Motivs, wenn sie nicht isoliert betrachtet wird (20), eine Ansicht von der Bewertung der chemischen Tätigkeit im 17. Jahrhundert.

Die Mannigfaltigkeit der bis in die Einzelheiten der Tekturen der Präparategläser sorgfältig geschilderten chemischen Gerätschaften, unter denen die Waage nicht fehlt, vermittelt einen Einblick in die damalige Laboratoriumsausrüstung, die trotz des Mangels eines sichtbaren Adepten nicht durch die übrigen Motive beiseitegedrängt wurde und durch „ihr gleichsam verwaistes Dastehen“ „vernachlässigt“ wirken sollte (21), sondern im Bildvordergrund die Geräte im Ge-

brauch vorführte, während das Feuer im Destillierofen unter dem Destillierkolben mit Aufsatz hell loderte. Die große Anzahl und die eingehende Ausarbeitung der Laboratoriumsgeräte verrät sowohl ein vortrefflich ausgestattetes Laboratorium als auch ein Interesse an den Gegenständen. Die chemische Experimentierkunst erscheint nicht als eine anrühige, zu verbergende Tätigkeit, sondern als beachtenswert und nützlich; denn sie verschaffte Einsicht in verborgene Naturvorgänge und diente der veredelnden Umwandlung von Naturstoffen. Die Ausrüstung könnte einem Laboratorium an einem Fürstenhof angehört haben, vielleicht an dem zu Brüssel, wo *Jan I* wiederholt arbeitete, und dessen Herrscher Erzherzog *Albrecht* ein großzügiger Förderer der Wissenschaften und Künste war (22). Die verhältnismäßig kleinen und zahlreichen verschiedengestaltigen Gefäße sowie die vielen säuberlich in einem Kasten aufgestellten Präparate zeigen kaum das Erscheinungsbild eines Apothekenlaboratoriums, das hauptsächlich der Herstellung von Arzneien in größeren Mengen, wozu es einer größeren Waage bedurft hätte, diente, wobei die Arbeits- und Aufbewahrungsgefäße auf wenige einheitliche Formen beschränkt waren. Die wenigen beschrifteten Präparate wie *Aurum potabile*, *Magisterium perlatum* etc. können sowohl der Pharmazie als auch der Alchemie zugeordnet werden (23). Die Geräte dürften in einem Laboratorium, das nicht unmittelbar zu nützlichen Zwecken, sondern zu alchemischen Versuchen verwendet wurde, gestanden haben. Die dadurch in die Sphäre des Außergewöhnlichen, nicht unbedingt Nützlichen gerückten Gegenstände erhalten denselben Rang wie die Sammlungsobjekte der Kunstkammer, welche Deutung auch ihrer gleichrangigen Anordnung im Vordergrund des Gemäldes entspricht. Die auffallende „Hoffähigkeit“ der chemischen Tätigkeit, die seit der Renaissance die Gunst vieler Fürsten des 16. und 17. Jahrhunderts genoß (24), läßt kaum eine Kritik an der Alchemie aufkommen, wie sie seinerzeit öfter künstlerisch gestaltet wurde (25). Nur die verstreuten Münzen und Metallstücke könnten an die „vanitas“ erinnern. Aber eine Deutung als „Subkultur“ läßt sich nicht erkennen (26). Die

„wohlgeordnete Unordnung“ in der Laborecke weist nicht auf eine kritische Haltung gegenüber der Alchemie hin, sondern auf den regen Umgang und die Arbeit mit den Geräten. Damit wird diese Szene an die Arbeitswelt der Werkstätten angeschlossen, die ebenfalls mit Feuer, Wasser, Metallen, z. T. noch weiteren Chemikalien und Geräten wie Blasebalg, Zangen, Hammer, Amboß und Tiegel arbeiteten. Der Zusammenhang der empirischen chemischen Tätigkeiten im Laboratorium mit den handwerklichen Arbeiten wird vor Augen geführt.

Den hinter den kleineren Geräten aufgebauten Ofen mit dem Destillationsaufsatz und die übrigen Destillationsvorrichtungen wies *Jan I* selbst der „Schnapsbrennerei“ zu. Damit konnte nicht nur die Herstellung von Branntwein gemeint sein, sondern vielmehr die seinerzeit blühende Destillationskunst, die wässrig-alkoholische Extrakte aus pflanzlichen, tierischen und mineralischen Naturprodukten, *Aquae destillatae*, herstellte. Diese Interpretation wird durch die Darstellung eines weiteren Laboratoriums mit mehreren ähnlichen, größeren und kleineren Destillationseinrichtungen und weiteren Geräten wie Glaskolben und Tonofen gestützt. Das bisher nur als „Parfümfabrik“ erwähnte Laboratoriumsbild taucht auf einem Gemälde von *Jan Brueghel d. Ä.* von 1617/18 auf. Es gibt als letztes Bild (Abb. 2) einer Folge von fünf Gemälden eine Allegorie des Geruchsinns wieder und wird im Prado-Museum in Madrid aufbewahrt (27). Von einem formen- und farbenprächtigen Blumenmeer im Vordergrund aus erstreckt sich eine weite Parklandschaft bis in die Ferne, auf beiden Seiten eingerahmt durch hochragende Gebäude, die zu einem großen fürstlichen Palast gehören könnten. In und vor dem Gebäude, das unmittelbar an den Garten mit den Blütenpflanzen angrenzt, sind Öfen mit Destillationsgeräten aufgestellt (Abb. 3); in einer sich anschließenden Gartenecke pflücken zwei Mädchen Rosenblüten. Wie das mit diesen Blütenblättern destillierte „Rosenwasser“ wurden derartige „gebrannte Wässer“ nicht nur als Kosmetika, sondern auch als Arzneimittel oder zusammen mit solchen angewandt. Die Bearbeitung der Naturstoffe diente der Verbesserung der



Abb. 2: Jan Brueghel d. Ä., Allegorie des Geruchs. 1617/18. Original in Madrid, Prado-Museum; Teilansicht des Gartens mit Blütenpflanzen, Rosenpflückerinnen im Hintergrund und Laboratorium mit Destillationsgeräten.



Abb. 3: Jan Brueghel d. Ä., Allegorie des Geruchs. 1617/18. Teilansicht des Laboratoriums mit Destillationsgeräten und Blütenpflanzen.

Naturprodukte, der Gewinnung der wirksamen Inhaltsstoffe und der Darstellung der „Quintessenzen“ der Pflanzen. Die Destille und der Kräutergarten könnten zur Hofhaltung oder zur Hofapotheke gehört haben; denn von zeitgenössischen niederländischen Apotheken sind ähnliche Ansichten erhalten, die das Apothekenlaboratorium mit den entsprechenden Destillationseinrichtungen in unmittelbarer Nähe des Apothekengartens zeigen (28). *Jan Brueghel d. Ä.* vergaß über der paradiesischen Pracht der Blüten und Pflanzen nicht die Möglichkeit ihrer kunstgerechten und zugleich nützlichen Verwertung, an die ebenfalls die Destillationsgeräte in der Feuer-Allegorie erinnern.

Hinter den wirklichkeitsnahen Werkstattsszenen dieses Gemäldes – welche die nutzbringenden Wirkungen des Feuers anschaulich machen, scheint eine weitere Bedeutung des szenischen Zusammenhangs auf, die zur Zeit von *Jan I* den Gebildeten gegenwärtig war. Die mythologische Umwertung derselben Landschaft in den sich anschließenden Hephaistos-Bildern geschah nicht zufällig ohne große Umgestaltung. Auch die scheinbar realistische Schilderung der Tätigkeiten des Metallarbeitens enthielt mystische Vorstellungen. Die seit der Frühzeit menschlicher Kultur geübten und deren Entwicklung entscheidend fördernden Kunstfertigkeiten der Erzaufbereitung und Metallverarbeitung, die lebenswichtige Gegenstände wie Werkzeuge und Waffen sowie edlen Zierrat wie Geschirr und Schmuckstücke hervorbrachten, galten als Tätigkeiten, die auf herausragenden, nahezu übernatürlichen Fähigkeiten beruhten und lange Zeit von Riten begleitet waren. Die in die Natur eingreifenden oder deren Vorgänge nachahmenden, die Materie umwandelnden Arbeiten der Schmiede und Schmelzer wurden mit ähnlichen mystischen Anschauungen umgeben wie diejenigen der Alchemisten. Für den hauptsächlich durch *M. Eliade* hervorgehobenen mystischen Hintergrund der die Metalle bearbeitenden Berufe (29) bilden die Gemälde von *Jan Brueghel d. Ä.* anschauliche Dokumente. Die mystischen Züge der chemischen Tätigkeit werden ebenso wie ihre nützlichen Seiten geschildert und ohne ein abwertendes Urteil anerkannt. Das chemische Experimentieren zielte im 17. Jahrhundert in verschiedene Richtungen, unter denen die durch weite Gesellschaftskreise gering geachteten wie Scharlatanerie, Falschmünzerei, Betrug oder oberflächliches Laborieren ohne Kenntnis der geistigen Voraussetzungen überwogen. Daneben kritisierten manche Gelehrte die mystischen Spekulationen der Alchemie (30). Die Darstellungen von *Jan Brueghel d. Ä.* führen dagegen eine positive Bewertung der Alchemie vor Augen. Die Allegorie des Feuers bringt die damalige lebendige Gegenwart der verschiedenen Erfahrungs- und Bewußtseinsstufen des Umgangs mit der Materie zur Anschauung.



- (1) Vgl. über die Überlieferungsformen einer Quellengruppe, bei der die Bilderreihe den Hauptanteil bildete: *Telle, Joachim*: Sol und Luna. Literatur- und alchemiegeschichtliche Studien zu einem altdeutschen Bildgedicht (Schriften Wissenschaftsgesch. Bd. 2). Hürtgenwald 1980.
- (2) *Read, John*: The Alchemist in Life, Literature and Art. London, etc. 1947, S. 66, 72–78, Plate 18; vgl. ders.: Prelude to Chemistry, London 1936 (Oldbourne Science Library). Repr. London 1961.
- (3) *Lemep, Jacques van*: Art et Alchimie (Art et Savoir). Paris, Brüssel 1966, S. 13–31, 146–167, 213–252, 252: „Cet art apparaît comme le miroir d'une réalité qui est presque conçue comme un état transitoire entre la pensée onirique. ... Il englobe dans ses intentions l'amélioration de l'individu par lui-même et enfin sa possession de l'univers“.
- (4) *Ferchl, Fritz* und *Armin Süßenguth*: Kurzgeschichte der Chemie. Mittenwald 1936, S. 100, Abb. in schwarzweißer Reproduktion der Teilansicht des Gemäldes ohne Angabe des Künstlers.
- (5) *Alencar, Gertrude de*: Die vier Elemente. In: BASF 19 (1969), S. 167–173, S. 167–171 zur Darstellung des „Feuers“.
- (6) Über Jan Brueghel d. Ä., genannt „Samt-Brueghel“, vgl. in: Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. Hrsg. von *Ulrich Thieme* und *Felix Becker*. Bd. 5. Leipzig 1911, S. 98 f. – Eine Einführung gab kürzlich *Fritz Baumgart*: Blumen-Brueghel (Jan Brueghel d. Ä.) (Du Mont Kunstaschenbuch 67). – Das umfassendste Werk erschien jüngst von *Klaus Ertz*: Jan Brueghel d. Ä. Die Gemälde, mit kritischem Oeuvres-Katalog. Köln 1979.
- (7) *Würtenberger, Franzsepp*: Der Manierismus. Wien, München (1962) S. 42, 227: Jan Brueghel d. Ä. wird genannt, S. 226–228 über die Naturauffassung, das Motiv der Vier Elemente, die Landschaftsmalerei, S. 237 f. über Beleuchtungseffekte und die Darstellungen von Feuersbrünsten u. ä., vgl. auch S. 184 Abb. von A. *Altendorfer*: Das brennende Sodom. – *Bousquet, Jacques*: Malerei des Manierismus. Die Kunst Europas von 1520 bis 1620 (Bruckmann Querschnitte). München 1963, 1964, S. 18 f., 206 f., 223, 100 Abb. „Das brennende Troja“, ein weiteres Bild über das „Feuer“ mit manieristischen Lichteffekten von Jan Brueghel d. Ä. – *Hanser, Arnold*: Der Manierismus. München (1964) S. 110–113 zur Bedeutung der „Entfremdung“, 226 f., 240–247 über den „niederländischen Manierismus“, bei dem nur Pieter Brueghel d. Ä. betrachtet wird. – *Ertz, Klaus* (Anm. 6) 1979, S. 369–372, vgl. 374 und 376 die verhältnismäßig kurze Aufzählung der hauptsächlichsten Szenen und Inhalte des Bildes in Abb. 445 und Katalog Nr. 190.
- (8) Vgl. *Ertz, Klaus* (Anm. 6) 1979, S. 332, 367, 383.
- (9) Vgl. *Forstner, Dorothea*: Die Welt der Symbole. 2. Aufl. Innsbruck, Wien, München (1967) S. 422–424: Leiter.
- (10) Die Bedeutung von Metallgeräten ist aus dem Judentum bekannt. Über die kostbare Tempelausstattung berichtet das Alte Testament, Jeremia 52, 18–19. Aus dem Judentum, das als Leuchter hauptsächlich den siebenarmigen Menorah-Leuchter, den Chanukah-Leuchter und die Sabbatlampen gebrauchte, übernahm das Christentum die Grundformen mancher Kultgeräte, die seit dem Mittelalter reichlich und kostbar ausgestattet wurden. – Vgl. Artikel „Leuchter“, in: Die Religion in Geschichte und Gegenwart, hrsg. von *Kurt Galling*, 3. Aufl. Bd. 4. Tübingen 1960, Sp. 332–334. – Artikel „Judentum“, in: *Lurker, Manfred* [Hrsg.]: Wörterbuch der Symbolik (Kröners Taschenbuch, Bd. 464). Stuttgart (1979), S. 283. – Artikel „Lampe“, in: *Forstner, Dorothea* (Anm. 9) (1967), S. 417–422, Artikel „Licht“ S. 100–104. – Zur Bedeutung und Darstellung des Lichts in der manieristischen Malerei vgl. *Schöne, Wolfgang*: Über das Licht in der Malerei. Berlin 1954, S. 132–135, 149–153.
- (11) Vgl. *Ertz, Klaus* (Anm. 6) 1979, S. 336–340, 346 mit Abb. 413: Teilansicht mit Prunkleuchter.
- (12) Ebda., S. 371–383.
- (13) Ebda., S. 367, 376.
- (14) Ebda., S. 376; vgl. die ausführliche, aber teilweise verfehlte Bildbeschreibung von *Gertrude de Alencar* (Anm. 5) 1969, S. 167–171.
- (15) *Alencar, Gertrude de* (Anm. 5) 1969, S. 170 las widersprüchliche Aussagen aus dem Bild heraus: einerseits soll die Alchemie durch die Herstellung neuer Waffen „im technischen Getriebe der Werkstatt“ zurückgedrängt worden sein, andererseits soll der „Greis, der sich gespannt über einen Amboß beugt“ (somit ein Schmied!), „in der metallischen Glut das ersehnte Gold zu erkennen“ hoffen.
- (16) Zitiert nach *Klaus Ertz* (Anm. 6) 1979, S. 364 aus einem Brief von Jan I vom 26. Sept. 1608 an Bianchi.
- (17) Ebda., S. 372.
- (18) Ebda., S. 369–383, 328–362.
- (19) Ebda., S. 372, 376 wird das Fehlen des „Wunderkammergedankens“ behauptet, bzw. dieser nicht erwähnt.
- (20) *Ferchl, Fritz* und *Armin Süßenguth* (Anm. 4) 1936, S. 100 ist der Bildausschnitt mit dem „Inventar eines unbekannten Chemikers des siebzehnten Jahrhunderts“ wiedergegeben, wobei die naturgetreue Darstellung der Gegenstände hervorgehoben wird, die aufgezählt werden: „Destillierofen, Schmelzöfen, Muffel, Zirkuliergefaß, Mohrenkopf, Alembik, Waage, Präparatenfläschchen und -büchsen mit charakteristischen Verschlüssen, Fidibusse und Feuerstahl“.
- (21) *Alencar, Gertrude de* (Anm. 5) 1969, S. 170 wird behauptet: „Merkwürdig vernachlässigt wirken in der rechten Bildecke auch die zahlreichen Geräte der Alchemie, hermetische Gefäße in den verschiedensten Formen, Tiegel, Retorten, Meßgläser [welche?]...“
- (22) *Ertz, Klaus* (Anm. 6) 1979, S. 338.
- (23) Ebda., S. 589 Nr. 190 sind sämtliche Bezeichnungen der Präparate entstellt wiedergegeben. Da weder das Original noch eine hinreichend deutliche Photographie zur Verfügung standen, sei nur versucht, die bei *Ertz* aufgeführten Namen zu identifizieren; vgl. einige Synonyme in: *Schneider, Wolfgang*: Pharmazeutische Chemikalien und Mineralien (Lexikon zur Arzneimittelgeschichte III). Frankfurt a. M. 1968: „Mercuria Coralatus fe“ könnte Mercurius corrosivus flavus bedeuten, = Turpethum minerale, Basisches Quecksilber (II)-sulfat,  $\text{HgSO}_4 \cdot 2 \text{HgO}$ ; „Magisteria Perlarum“, entspricht Magisterium (a) Perlum (a), ein „Meisterpulver“ aus Perlen, enthielt hauptsächlich Calciumsulfat,  $\text{CaSO}_4 \cdot 2 \text{H}_2\text{O}$ ; „Aurum potabile“, eigentlich Aurum potabile, trinkbares Gold, enthielt kolloidales Gold; „Tintura cora“ bedeutet vielleicht Tinctura coralliorum, Korallentinktur, die durch Paracelsus in die Therapie eingeführt wurde; das deutsche Pharmakopöen-Standard-Präparat war eine alkoholhaltige Lösung von Calciumsalzen organischer Säuren, hauptsächlich Calciumacetat,  $\text{Ca}(\text{CH}_3\text{COO})_2$ ; „Sal Momia“, vielleicht die entstellte Bezeichnung eines Salzes, oder eine Zubereitung aus Mumia, d. h. aus ägyptischen Mumienteilen oder aus dem zum Einbalsamieren verwendeten Asphalt-Pech-Gemisch.
- (24) Vgl. u. a. in *Federmann, Reinhard*: Die königliche Kunst. Eine Geschichte der Alchemie. Wien, Berlin, Stuttgart 1964, S. 237–340, 237–262 zur Pflege der Alchemie durch Kaiser Rudolph II. in Wien und Prag.
- (25) Vgl. u. a. die Abbildungen in: *Givry, Grilott de*: A Pictorial Anthology of Witchcraft, Magic and Alchemy. Transl. by *J. Courtenay Locke*. Chicago, New York 1958, S. 374–378.
- (26) Vgl. über die Alchemie als „Subkultur“, wozu sie sich durch ihre Neigungen zur Geheimhaltung und durch offizielle Verbote ihrer Ausübung entwickelte, *Weyer, Jost*: Der Alchemist im lateinischen Mittelalter (13. bis 15. Jahrhundert). In: Der Chemiker im Wandel der Zeiten, hrsg. von *Eberhard Schmauderer*. Weinheim/Bergstr. 1973, S. 35–41; *Fabrizius, Johannes*: Alchemy. The medieval alchemists and their Royal Art. Kopenhagen 1976, S. 6–22.
- (27) *Ertz, Klaus* (Anm. 6) 1979, S. 328–362: ausführliche Würdigung des gesamten Zyklus, S. 354–356, Abb. 425–427 und Kat. Nr. 331 über die Allegorie des Geruchs.
- (28) Vgl. *Schmitz, Rudolf*: Mörser, Kolben und Phiolen. 2. Aufl. Graz 1978, S. 73 Abb. eines Gemäldes eines unbekannten niederländischen Malers, entstanden um 1571, mit der Ansicht der Innenräume einer Apotheke. Das Laboratorium zeigt eine ähnliche Ausstattung mit Destillationsöfen und Geräten, anschließend erstreckt sich der Apothekengarten in den Hintergrund.
- (29) *Eliade, Mircea*: Forgerons et Alchimistes (Homo sapiens). Paris 1956, S. 9: „Mais il y a ceci de commun entre le fondeur, le forgeron et l'alchimiste, que tous trois revendiquent une expérience magico-religieuse particulière dans leurs rapports avec la substance; cette expérience est leur monopole et le secret s'en transmet par les rites initiatiques des métiers; tous trois travaillent sur une Matière qu'ils tiennent à la fois pour vivante et sacrée, et leurs labeurs poursuivent la transformation de la Matière, son 'perfectionnement', sa 'transmutation'. ... Et c'est ici que se trouve le point de contact entre l'artisan métallurgiste des sociétés archaïques et l'alchimiste“.
- (30) Die unterschiedlichen, z. T. einander widerstrebenden wissenschaftlichen Inhalte und die dagegen durchweg hohe Wertschätzung der Chemie im 17. Jahrhundert, die als „der neue Schlüssel zur Natur“ galt, legte dar: *Debus, Allen G.*: The Chemical Dream of the Renaissance (Churchill College Overseas Fellowship Lecture, 3). Cambridge/Engl. 1968, bes. S. 27–33; neuerdings ausführlich ders.: The Chemical Philosophy. Paracelsian Science and Medicine in the Sixteenth and Seventeenth Centuries. I–II New York 1977. – Vgl. die kürzlich erschienene Übersicht über die Beurteilung der Alchemie durch Nichtalchemisten bei *Ogrine, Will H. L.*: Western Society and Alchemy from 1200 to 1500. In: Journal Medieval History 6 (1980), 103–132, vgl. hpts. S. 124–128.

Anschrift der Verfasserin:  
 Prof. Dr. *Brigitte Hoppe*  
 Institut für Geschichte der Naturwissenschaften  
 der Universität München, Deutsches Museum  
 Museumsinsel 1, Postfach  
 D-8000 München 26

# Der Streit um das Arzneimittel im Spiegel frühzeitlicher Antimonliteratur

Von Hermann Fischer \*

Es gibt gewöhnliche und außergewöhnliche Substanzen – nicht im chemischen oder physikalischen Sinne, versteht sich, sondern vielmehr unter wissenschafts- bzw. kulturgeschichtlichem Aspekt. Das „Antimonium“ der frühen Neuzeit ist eine solche außergewöhnliche Substanz.

Kaum ein anderer Gegenstand hat die Gemüter mehr erhitzt, die Meinungen mehr polarisiert als das Antimon und seine damals bekannten Verbindungen. Galt es den einen als die „Panacee“ schlechthin oder gar als der Ausgangsstoff für die Bereitung des Steins der Weisen, so sahen die anderen in ihm ein übles Gift, ein Werkzeug des Teufels (1).

Die Auseinandersetzungen um das Antimon fallen in eine bewegte Epoche in der Entwicklungsgeschichte der Wissenschaften. Die eingehende Beschäftigung mit der Geschichte der Substanz, wie sie sich beispielsweise in frühneuzeitlichen Quellen darstellt, ermöglicht es daher, Strukturen und Charakteristika des in dieser Zeit erfolgten Umbruchs besonders deutlich herauszuarbeiten (2).

Zum arzneimittelgeschichtlichen Aspekt dieser Problematik liegt reiches Quellenmaterial vor. Im folgenden kann nur eine Andeutung dessen vermittelt werden, was eine eingehende Analyse dieses Materials zu ergeben vermag, wenn sie sich nicht allein auf die Untersuchung der „berühmten“ Antimonliteratur beschränkt (3).

## Paracelsus als Initiator der Antimontherapie

Obwohl die Verwendung von Antimon und seinen Verbindungen zur Herstellung von Arzneimitteln keine

Erfindung des *Paracelsus* (1493–1541) ist, war er dennoch bei der unermüdlichen Propagierung der Vorzüge dieser Präparate so erfolgreich, daß man ihn als den wesentlichen Initiator einer regelrechten „Welle“ der therapeutischen Antimonverwendung (die im übrigen noch bis in unsere Tage anhält) bezeichnen muß (4).

Diese Tatsache wird leicht nachvollziehbar, wenn man sich die Art und Weise vergegenwärtigt, in der *Paracelsus* die Tugenden des Antimons hervorhob. Schon in den frühesten Schriften wird es gewissermaßen für „magische Therapie“ benutzt: So nun der mensch sol transplantirt werden und sol genommen werden einem planeten und einem andern unterworfen, so ist antimonium der selbige, der saturnum wechslet in venere. und ietzt mit dem arcana wird der mensch ein venerist und erlangt ein andern ascendenten, in den er schlegt. dorumb so ist antimonium ein cur in ethica, aus der ursach, das er transplantirt den stern saturni in den stern veneris. (5). – Handfestere therapeutische Hinweise finden sich dann schon in den Büchern *Archidoxis*, wo es von dem Antimon-Präparat „Mercurius vitae“ heißt: ... wiewol das ist, das solche arcana mer englisch, dan menschlich seind zu melden. wollen wir darab nicht erschrecken und gedenken, das der natur nach zu gründen ist, und was aus der natur kompt, natürlich mag verstanden werden. als wir de mercurio vitae reden, das nicht ein quinta essentia ist sonder arcanum, darumb das so vil tugent und kreft in im seind: er praeserviert, er restauriert, er regeneriert ... (6).

Die hier angedeutete Affinität des Präparates sowohl zur himmlischen als auch zur irdischen Sphäre ist bereits typisch. Sie blieb für die Einschätzung des Wertes der Antimonpräparate bei deren zahllosen Befürwortern in den folgenden Jahrhunderten wesentlich und für alle Spekulationen, Experimente und Anwendungen bestimmend.

Daß die Beurteilung von Antimonpräparaten durch *Paracelsus* nicht allein auf spekulativer Ebene gewonnen wurde, sondern durch sorgfältige Beobachtungen gestützt war, läßt sich anhand zahlreicher Textstellen belegen. Stellvertretend mag hier ein Zitat stehen, in welchem die Wirkung des Antimonpräparates „Mercurius vitae“ als eines der vier „arcana“ (neben „prima materia“, „lapis philosophorum“ und „tinctura“, die aber in ihrer Tugend von „mercurius vitae“ noch übertroffen werden) genauer beschrieben wird: Mercurius vitae zum dritten arcanen ist, erzeugt sein geberd in seiner wirkung, gleich wie der eisvogel sich mauset in jarzeit und mit neuen federn zieret, also wirft er aus von dem menschen die negel, die pilos, die haut und was von immunditia ist. machet sie von neuem wachsen und erneuert den alten leib ... (7). ... nicht das es die tugent alein hab, zu verwantlen die menschen und andere sensibilia, sonder auch zu erneuern die metallen in ihrem alten wesen zu einem neuen wesen, desgleichen die gewechs (8). so der mercurius vitae gebraucht wird, so erneuert es alle die glider, die in einem alten verzeret seind und in ein jungen wonen, bringt alle verlorne kraft wider ... (9).

Immer wieder zieht *Paracelsus* Vergleiche und Analogien aus dem Bereich alchemistischer und metallurgischer Traditionen heran, um die innerliche Verabreichung von Antimonpräparaten zur rechtfertigen: so wollen wir die ursachen verstehen, warumb doch der antimonium also mer dan sein metall ist mit den tugenden, also. er hat an im ein unfixen corpus, der noch nicht genugsam digerirt ist auf sein perfection, als das blei. aus dem nimpt er im ein eigenschaft, das er volatile ist. nun ist die materia, daraus er geboren wird, ... spoliativa und mundificativa, von ihrer natürlichen eigenschaften, die im also bleiben on corumpiret. aus dem reiniget er silber und golt, mer dan das feuer und kein anders element. darumb begibt es sich, das er den corpus leutert und

\* Herrn Prof. Dr. Rudolf Schmitz zugeeignet im Namen der Abteilung für Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften in Braunschweig (Leitung: Prof. Dr. Erika Hickel).



purgirt gleich wie das golt und silber von allen iren ungeschiklikeiten hinweg genommen werden. also in gleicher gestalt das magisterium antimonii den leib vom aussatz reiniget mer dan in im gleublich ist. (10).

Später steigert sich *Paracelsus* zu einer geradezu hymnischen Verklärung des Antimoniums. Es gilt ihm als eine letzte Reservestreitmacht des Arztes gegenüber Krankheiten, für die es sonst keine Hoffnung mehr gäbe. Antimonium hat sich eine Jugendkraft bewahrt, die anderen Substanzen, welche sich eher in die Aktualität der Welt geworfen sahen, fehlt: Zu gleicherweis wie antimonium finirt das golt, in der selbigen form und gestalt finirt er auch den Leib. dan in im ist die essentia, die nichts unreins laßt bei dem reinen. und keiner aller archidoxischen schriften erfarnier, noch kein spagirus mag ergründen die kraft und tugent antimonii. den in dem ersten yle ist antimonium dermaßen aufgeworfen und under die erz des wassers element praedestinirt, das sein kraft und tugent durch kein diluvium ist genomen worden, gleich wie andern wesserischen gewachsen, under denen antimonium allen fürtrifft. ... ein buchstab besser von im, dan alle codices unserer profession ... (11).

Es kann nicht verwundern, daß solche Worte von einer derartigen Persönlichkeit weitreichende Wirkungen hatten; wegen der zunächst nur bruchstückhaften und zögernden Drucklegung der Schriften des *Paracelsus* setzte die eigentliche Welle der literarischen Beschäftigung mit dem Antimon-Thema erst im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ein (während in den Kreisen der mit den handschriftlichen und mündlichen Überlieferungen des *Paracelsus* Vertrauten die ausgedehnte Anwendung der Antimonpräparate schon sehr viel früher erfolgte, unter anderem zum großen Unwillen der etablierten Galenisten, vor allem an der medizinischen Fakultät in Paris) (12).

Noch vor dem Erscheinen der großen und berühmten Antimon-Monographien des *Alexander von Suchten* (13) oder des „*Basilius Valentinus*“ (14) finden wir jedoch eine kleine Schrift, die sich bereits ausschließlich mit der Problematik der Antimonpräparate beschäftigt und von der bislang in der pharmaziegeschichtlichen Literatur kaum Notiz genommen worden ist, obwohl sie für die Beurteilung des Streites um das Antimon (und um das

Arzneimittel schlechthin) recht aufschlußreich ist.

### Das Antimon und der Braunschweiger Stadtphysicus Martin Copus

Warnung vor den Antimonpräparaten der Landfahrer Vierzig Jahre nach dem Entstehen der *Paracelsus*-Schriften, aus denen die Mehrzahl der oben angeführten Zitate stammt (1526/27), hat sich das Bild bereits grundlegend gewandelt. Antimonpräparate sind in teilweise schon bedrohlichem Sinne „volkstümlich“ geworden. Die zündenden Worte des *Paracelsus* sind besonders bei denen auf fruchtbaren Boden gefallen, die aus dem polyvalenten Bild des Antimons vor allem die utilitaristische Komponente aufgreifen wollten. Antimonpräparate gehören zu den sensationellen Bestandteilen der „mobilen Therapeutik“, wie sie Landfahrer und umherziehende Alchemisten pflegen. Besonders in den Metropolen macht sich angesichts dieser Entwicklung bei den Vertretern der offiziellen Medizin und Pharmazie Betroffenheit, Sorge und gelegentlich wohl auch etwas Neid und Angst vor unerwünschter Konkurrenz breit. In Braunschweig ist es der Stadtphysicus Doktor *Martin Copus*, der sich zu einer Stellungnahme herausgefordert sieht. Er ist jedoch keineswegs ein unbeweglicher Anhänger des Überlieferten, sondern spricht der im wesentlichen durch *Paracelsus* inaugurierten neuen Richtung in der Arzneimittelbereitung und -verwendung sehr viel Positives zu. Die Art und Weise wie jedoch paracelsische Anstöße auf den Straßen Braunschweigs gehandhabt werden, veranlassen *Copus*, eine kleine Schrift zu verfassen, die 1569 ohne Ortsangabe, jedoch offensichtlich in Braunschweig selbst, erscheint. Der Titel ist zugleich Programm (Abb. 1).

Die Schrift verfolgt demnach zwei verschiedene Absichten: Einerseits die Warnung vor einem bestimmten Antimonpräparat, wie es offensichtlich gerade von Landfahrern oft angeboten wurde (vitrum antimonii, Antimonglas); andererseits jedoch auch Aufklärung darüber, wie man aus Antimonium „die rechte Medicina“ herstellen kann. *Copus* geht damit schon deutlich über das hinaus, was von einem Stadtphysicus von Amts wegen im Sinne

der Medizinalaufsicht hätte erwartet werden können.

Das Problem, daß die Landstreicher und Thiriackskremer ... neben andern iren verfelschten und sophisticirten Ertzneyen auch das Vitrum Antimonii ... dem gemeinen Mann feilbieten, ist offenbar nicht auf Braunschweig beschränkt, sondern es tritt an allen orten, sonderlich in den großen Stedten und Communen auf, wo die Außenseiter das Antimonglas vermessenlich und freventlich menniglichen wieder alle Kranckheiten eingeben, und damit viel einfeltige Leut umb ir gesundtheit und gelt bringen. Als besonders ärgerlich empfindet der Braunschweiger Stadtphysicus die Tatsache, daß die Landfahrer sich bei ihrem Treiben – wie wir gesehen haben sogar mit gewisser Berechtigung – auf ein großes Vorbild berufen: solcher betrug desto ehe einen fortgang gewinnet, dieweil sie nu anheben sich Paracelsi Theophrasti Bücher und Kunst zu rühmen, und unter solchem Schein, bei den unwissenden desto mehr beyfal und glaubens bekommen ... Die Überzeugungskraft des Hohenheimers in bezug auf die hohen Tugenden des Antimonium hatte also auch schon bis in breite Schichten des Volkes hineingewirkt. Da *Copus* nun um den „großen Schaden“ weiß, den das Vitrum Antimonii anrichten kann, fühlt er sich tragendes Ampts und christlicher Lieb halben veranlaßt, unsere löbliche Gemeine und menniglich, vor dieser gefahr und schaden, und vor solchen umb-

**Das Spießglas Antimonium oder Stibium genandt / in ein Glas gegossen / es sey Seel oder Rodt / das man Vitrum Antimonij nennet / ein warhafftige Gifft vnd ganz gefehrliche schädliche Arzney sey / Vnd derhalben von der Obrigkeit in wolbestellten Policeyen / billich die Landferey / so es den Leuten feil bieten / nicht gelitten werden.**

**Was auch die rechte Medicina sey / in gedächtem Minerali, do es jemand brauchen wolte.**

**Getreue Warnung vnd Vormanung / D. Martini Copi Medici, ijt Physici zu Brunschwig.**

**Multa renascuntur, quae iam cecidere, Cadentes Vsurpata modo Medicamina, Si volent vsus Et Ratio, Medicis duo praestantissima doctis Instrumenta, quibus quarunt, carpuntq; docentq;**

**ANNO M. D. LXXIX.**

Abb. 1: Titelblatt des 1569 erschienenen Werkes von Martin Copus.

lauffenden Paracelsianern hiemit zu vorwarnen ... (15).

Es wird aber auch deutlich, daß offenbar nicht nur Außenseiter die Präparate verwenden, gegen die hier *Copus* zu Felde zieht, sondern daß sich auch gestandene Kollegen der neuen therapeutischen Möglichkeiten keineswegs enthalten, berufen sich doch die zur Rede gestellten Landfahrer oder reisenden Alchemisten wohl nicht ohne Grund darauf, daß auch viel rechtschaffene Medici solches Vitrum in etlichen Kranckheiten gebrauchen und eingeben sollen ... Bei der Darlegung der Gefährlichkeit des Antimonium verweist *Copus* auf die Erfahrungen der Schmelzer und anderer Metallverarbeiter, vor allem mit dem Bleyrauch, wie ja generell bei allen Metallen ein Arsenicedischer Spiritus zu finden sei. Das könne man sogar bei *Paracelsus* nachlesen, vermerkt *Copus* in einem Seitenhieb, darauff sie sich vormeintlich berufen, (do sie doch nicht ein blat in seinen Büchern recht verstehen) (16).

Die Schilderung der furchtbaren Symptome einer akuten Bleivergiftung nimmt *Copus* nun zu Hilfe, um zu schließen: Wie viel mehr schaden, muß das Stibium oder spießglas beim Menschen bringen, nach dem die Natur und die inwendige hitze der Erden solchs nicht so wol durchkocht und praeparirt hat, sondern nur ein Marchasita (ein Kiß) des Bleyes ist (17).

Untersuchung der chemischen Prinzipien des Antimons. Im folgenden vertauscht nun *Copus* die Rolle und Argumentation des Amtsarztes mit der des sichtlich erfahrenen Alchemikers, um so seinen Aussagen volles Gewicht zu verleihen, denn die Kunst der separation und Resolution eines jglichen dinges in seine erst principia, offenbaret und bringt an den Tag alles dasjenige, was bey einem jglichen dinge, beide gut und böß, Ertzney und gift ist (18).

*Copus* beginnt den chemischen Teil seiner Arbeit mit einer überschwenglichen Lobpreisung dieser Kunst, durch welche der Mensch aller ding und geschepff auff Erden innerliche natur, eigenschafft, und was darin dem Menschen zu gut oder zu schaden gereichen mag, erkennen kan ... (19). Die Erkenntnis der Dinge durch die auswendigen Accidentia, als geruch, farbe, schmack und andere Zeichen sei dagegen sehr ungewiß und betrieglich. Schon *Galen* habe sich ein solches Instrument als ars sepa-

rationis gewünscht, es jedoch nicht erhalten. Viele nutzlose Disputationen und Kontroversen über Komplexionen, Natur und Teile der natürlichen Dinge seien durch die Scheidekunst überflüssig geworden; allerdings gehöre große mühe und lange erfahrung, und ein groß ludicium dazu. Aufschlußreich ist an dieser Stelle ein vorsichtiges Bekenntnis des Autors zur hermetischen Tradition, denn diese Kunst sei nicht new, Sondern allemal den rechten Philosophis bekennt, und doch heimlich gehalten (20). Es sei nicht viel damit gewonnen, wenn die Philosophen dem Antimon kühlende, zusammenziehende, purgierende und andere Tugenden beileigten, auch wenn man diese durch erkennbare Wirkungen von Antimongaben demonstrieren könne, vielmehr müsse man auf chemischem Wege die Bestandteile ermitteln.

Zwei Bestandteile gibt *Copus* als Ergebnis der ars separationis an: Zum einen ein heftig giftiger Mercurius von rechter giftiger Arsenicalischer art und eigenschafft, mit unglaublicher penetrierenden und durchdringender Krafft und Corrosion, welchs dann sein gift noch schedlicher und gefehrlicher macht; diesen Mercurius könne man leicht chemisch abtrennen und sichtbar machen. Zweitens finde man bei der Scheidung auch ein uberaus unreinen, stinckenden, giftigen und brennenden Schwefel ... rechter Auripigmentischer art und eigenschafft, mit einem subtilen und auch sehr durchdringenden Spiritu. (21).

Beide giftigen Recrementa seien nun des Menschen Natur entgegen und daher schädlich, wie schon *Paracelsus* bemerkt habe. Im Vitrum Antimonii sei deren Giftigkeit noch viel stärker, wie man an der Wirkung beim Menschen erkenne: Erstens rufe es eine heftige große bangigkeit zum hertzen hervor, zweitens ein gewlich brechen, welches der Mercurius zuwege bringe, wie man bei den Präzipitat-Pillen sehe. Nach diesem Angriff, den das hertz und der Magen erleiden müsse, heben drittens die Spiritus des Auripigmentischen Schwefels im Antimonio [an], ire operation auch zu vollbringen, und purgieren unten mit großer violentia. Im folgenden durchwandern dann der spiritus sulphuris und mercurii den ganzen Leib, bringen kalten Schweiß und hinterlassen Schäden an Lunge, Leber, Gehirn, Milz und Adern, die ein Mensch sein leben lang nicht los wird (22).

Ein mögliches Gegenargument der Landferer, die ein wenig in Alcymia erfahren ... und etwas im Paracelso gelesen, daß nämlich ir Glas des Antimonii kein giftig were, weil solches durch Kalzination und besondere Zubereitung abgetrennt sei, erscheint *Copus* so gewichtig, daß er sich länger damit auseinandersetzt. Möglicherweise hatte er einen Streit über diesen Punkt mit einem nicht ganz unerfahrenen reisenden Alchemisten, der am nechsten Maio allhie zu Brunschwig gewesen, solchs auch vorgeben und gerühmet hat, und mir den Thiriack, darin auch giftig were, vorgehalten etc.. Scheinbar kein Einzelfall: ... solche Landbetriegerey wird von tag zu tag immer zunehmen, dann wann sie von den Altcumisten oder andern ein Vitrum oder Glas aussm Antimonio zugiesen gelernt haben, meinen sie sie haben einen großen Schatz und köstliche Ertzeney, und haben *Paracelsus* gar aus studieret, betrogen damit unter seinem Namen viel einfeltige Leut, sonderlich in den großen Stedten und Emporiis, ehe man es inne wird, und die Leute davor warnen kann. (23). Man sieht den Zwiespalt, in dem sich *Copus* befindet: Einerseits bewundert und verehrt er das Werk des *Paracelsus* (so sind seine Argumentation und Diktion durch und durch vom Hohenheimer geprägt), andererseits verabscheut er zutiefst die Dilettanten und Halbwissenden, die dem *Paracelsus* nur das unstete Umherschweifen abgeschaут haben.

Es ist für *Copus* also nötig, durch die Scheidekunst zu beweisen, daß auch das Spießglanzglas – es sey geel, roth, Hiacinthen farbe, purpurfarb, oder wie schon es immer sein kann – noch eine wahrhaftige giftige gefehrliche Ertzney sey, und die obgedachte zwey schedliche ding, nemlich den Arsenicalischen Quecksilber und Auripigmentischen Schwefel noch bey sich habe, un derhalben von meniglich billich zu fliehen und zu vormeiden sei (24). Unter ordentlichen Regierungen sei der Verkauf dieses Giftes jedenfalls unbedingt zu verbieten, wie dann allhie zu Brunschwig darüber vom Erbarn Radt, vermüge des publicierten Edicts auch gehalten wird. Diese Mahnung ist scheinbar auch für etliche Apotheker und Ärzte nötig, die auch vielleicht meinen möchten, wenn sie das Vitrum haben, als hetten sie die warhaftige medicinam, und die Calcinatio were genugsam dazu. (25). Vielmehr werde die Schärfe und Penetranz eines mineralischen Stoffes



durch Calcinatio häufig sogar noch erhöht, wie man beim Vergleich von rohem und praezipitiertem Quecksilber sehe.

Für *Martin Copus* ist die alchemistische Bereitung der zentrale Punkt der ganzen Diskussion. Nur vordergründig geht es ihm um die Warnung vor pharmazeutischen Dilettanten; eigentlich jedoch um die Vorstellung und Verbreitung eines eigenen chemiatri-schen Verfahrens, bei dessen Andeutung er sich als Hermetiker zu erkennen gibt: zu vollkommener remotion solcher giftigen Recrementen (die Geber *duplicem corruptionem substantiam* nennet) gehöret eine vera et competens Lotio, solutio et reductio Metaphysica, sine omni additione corrodentium und anderer starcken dingen, die die Natur immutieren oder schrecken ... (26). Nicht mehr als Verachtung erübrigt *Copus* für die Landleuffer und verlaufenen Alcumisten, die ein „gemeines“ Aurum potabile anbieten, gewonnen durch Auflösen von Gold in korrosiven Agentien; das echte Aurum Potabile des *Raimundus Lullus* und anderer Philosophen werde hergestellt durch einen Liqueorem vegetabilem oder divinum menstruum, das Gold und andere Metalle auflöst ohn alles zuthun der Corrosivischen etzenden Dingen und spirituum Mineralium. Vor den Dilettanten, die den rechten Liqueorem vegetabilem nicht wissen, kann *Copus* daher nicht genug warnen (27).

Am Beispiel des Quecksilbers erbringt *Copus* den modern anmutenden Beweis für seine Überzeugung, daß die Giftigkeit eines Metalls durch Kalzination nicht gemildert werde: Schließlich lasse sich beispielsweise aus verkalktem Quecksilber, ungeachtet wie er praezipitiert, sublimiert und calciniert sei, immer das Metall wieder lebendig und vivificiert gewinnen, indem es sein voriges Corpus wieder bekompt; bei der Kalzination werde folglich das giftige mercurialische Prinzip keineswegs abgetrennt. Ebenso kann mennighen das Antimonialische Corpus, unter der Form und gestalt eines coagulirten und zusammen gelauffenen Bleyes oder Mercurii gewiesen und demonstriert werden ... Daraus denn klerlich abzunehmen, das es kein rechte solutio oder extractio, auch keine rechte mundificatio, viel weniger die rechte Medicina sey, sondern eine sophisticatio verae Medicinae, die unter diesen Giften von der Natur verborgen ist und von vielen Philosophis und Medicis, bis dahero ge-

sucht ist worden. Diese wahre Medizin sei so verborgen, weil alles was köstlich ist, nach der Sindflut mit vielen unreinigkeiten und giftigen Schlacken vermischt ist ... Wem es gelingt, durch eine echte Scheidekunst die beystehenden giftigen Recrementen wirklich vom Antimonium abzuscheiden, der gewinne eine Medizin, die gar ein lind und lieblich ding ist, des Menschen Natur gar nicht entgegen (28). Mit den theoretischen Grundlagen eines solchen Antimon-Präparats befaßt sich *Copus* in einem folgenden Abschnitt seiner Schrift.

Die „spagyrische“ Bereitung der Antimontinktur nach *Copus*. *Copus* verspricht nun in der folgenden Kapitelüberschrift offenzulegen, was die rechte heilsame Artzney sey im Antimonio, denn: so giftig und schedlich das Antimonium an sich selber ist, so köstlich und heilsam Artzney gibt es auch (29). Für ihn stehen Gift und Medizin eng beisammen, wie man es auch bei den Schlangen sehe, die im Kopf das Gift, im Leib aber die Medizin enthalten.

Neben den beiden giftigen Recrementen birgt das Antimonium nämlich noch einen köstlichen natürlichen Balsamischen Schwefel, sulphur incombustibile genannt, den Sulphur Naturae, sulphur aetherum, nach dem alle Philosophen getrachtet und gesucht haben: Das ist die rechte heilsame und köstliche Medicina, die in diesem Minerali zu suchen ... ist, und wird sonst auch Tinctura genant. Dieser Schwefel bringt weder Erbrechen noch Stuhlgang, sondern ist eine liebliche und angenehme Arznei. Die Propagierung von Antimonialtinkturen nach alchemistischer Bereitungsart, die bis in das 18. Jahrhundert hinein eine so große Rolle spielen sollten, ist also keineswegs erstmals in den Schriften des *Basilius Valentinus* zu finden, sondern besitzt bereits 35 Jahre vorher in Braunschweig einen engagierten Verfechter.

Separation und Komposition, spao und ageiro, Analyse und Synthese sind die Kunst, diese und andere Tinkturen zu bereiten – eine zu Unrecht wegen des *Paracelsus* heftig angefochtene Methode, die keineswegs dessen Erfindung gewesen sei – habe doch schon *Lullus* sie benutzt. Ja, das artificium resolutionibus sei den Menschen gleich nach der Sintflut gegeben worden, wie man am Beispiel der Wein-Bereitung sehe; dieser Wein habe auch eine herrliche köstliche Artzney in sich. Diese

Kunst sei immer bei den Menschen geblieben, einmal klarer, einmal weniger klar. Die übliche Methode, die Natur der Dinge zu erkennen auf dem Weg über die Sinneswahrnehmungen, reicht für die Ansprüche der Medizin nicht aus, schon gar nicht bei Steinen und Mineralien. Deswegen habe schon *Galen* so sehnlich begert, das er müchte ein solch instrument und kunst finden, damit er die separationes eines jglichen dings verstehen und erfahren kündte ... (30).

Was ist nun der Nutzen dieser Kunst? Indem *Copus* diese Frage beantwortet, gibt er zugleich das klassische Programm der „spagyrischen“ Arzneimittelbereitung wieder: Durch diese Kunst wird eines jglichen dinges Natur und Eigenschafft ... erkandt, und was guts oder böses darinnen sey, von einander geschieden, und das gute so darin ist, mundificiret, verbessert, und vormehret, und darnach durch die Composition wiederumb zusammen gesatzet und zu seiner ersten simplicitet, perfection und puritet, darin es im Anfang gewesen und geschafften, gebracht und reductirt. Was eine so ganz und gar pur erledigte FORMA, vor mehr Krafft, Tugend und Wirkung hab, dann das Concretum und das rohe Corpus an sich selber, ist mit Worten nicht auszusprechen, könnens auch die verechter, als die unwissenden nicht gleuben. (31).

Die Folgen der Unwissenheit sind verheerend: Medikamente, von denen keinerlei Gift abgeschieden ist und die „als Ausgleich“ so mit Zucker und Honig überladen werden, daß ihre Kraft und Tugend vollends vernichtet wird – von den Nebenwirkungen dieser Korrigentien ganz zu schweigen. Die „Forma medicamenti“ können so ihre gewünschte Wirkung nicht vollbringen. Daher hat man auch keine befriedigenden Medikamente gegen die Morbi ex Tartaro, die durch keine anderen Medicamenta können curiert werden, ohn allein durch diese abstractas et per hanc artem praeparatas Medicinas. (32). Nicht aggressive und scharfe Lösungsmittel sollen für die Präparation der Antimontinktur und anderer Tinkturen verwendet werden, sondern liebliche spiritus salubres, benignos & naturae familiarissimos ex vegetabilibus oder animalibus genomen (33). Dann wir zu *Brunschwigk* die obgedachten Tincturas ... mit solchen lieblichen und linden stücken praeparieren und zurichten, die wir sonst teglich in der kost essen und gebrauchen (34). Für *Copus* ist selbst der „spi-

ritus vini“ noch zu stark und „hitzig“. Die so gewonnenen „Tincturae Medicinales“ sind weit zu unterscheiden von praeparationibus und Tincturis Chymicis, die die Landleuffer haben (35).

*Copus* gibt für seine Bereitungsart keine genauen Rezepte an; er legt scheinbar größeren Wert darauf, daß die Interessenten für seine Antimon-tinktur diese bei ihm erwerben, als daß sie die Bereitung nach seiner Rezeptur selbst vornehmen – ein weiterer Hinweis darauf, daß ihm die Landleuffer eher lästige Konkurrenten sind. So beschränkt er sich auf zahlreiche Andeutungen und prinzipielle Hinweise, die mit Zitaten von *Paracelsus* und *Matthioli*, aber auch von *Galen* gestützt werden sollen. Zum Zeugen für die milde Wirksamkeit seiner Tinktur ruft *Copus* die Patienten an: die gantze zeit dahero, weil diese Medicinae alhie im gebrauch gewesen, nicht ein Mensch gewesen, wieder alt noch jung, dem sie ubel bekommen, darüber geklagt, oder ein inopinatum accidens dazu komen were, das doch oft von gar linden Ertzneien, als einer Cassia, Manna, einem Syrup bißweilen begegnet (36).

Zum Beschluß seiner Antimon-schrift hebt *Copus* noch hervor, er wolle keineswegs die herkömmlichen Arzneien vollständig durch die nach seiner Art bereiteten ersetzen, sondern billich in allen wolbestelten und behümpften Apotheken, sonderlich in den großen Stedten, diese beiderley Ertzney, nemlich die formalis (das ich sie also nenne) und die Materialis bey einander sein solten ...

Vorwerffen darumb die andern Ertzney nicht, so bis dahero im gebrauch gewesen, wie unsere publica officina und Apotheke das bezeugt, Sondern brauchen derer noch wie zuuorn, teglich nach erforderung und gelegenheit der Kranckheiten und vorstehender not. Sein auch darumb nicht Paracelsianer, (wie man itzt sagt), sondern lassen einen jglichen das sein verantworten, befindet sich aber gleichwol, das er bey dieser Kunst viel guts gethan, und viel zu Restitution derselbigen neben andern geholfen (37).

#### Anmerkungen

- (1) So im 16. und 17. Jahrhundert in Frankreich. Vgl. dazu ausführlich B., J.: Der 100jährige Antimonkrieg, in: Deutsche Zeitschrift für Homöopathie 14 (1935) 193–206.
- (2) Wesentliche Grundlagen zur Geschichte des Antimons bei Wilhelm Ganzenmüller [Artikel] Antimon, in: Gmelins Handbuch der anorganischen Chemie, Bd. 18. Weinheim 1950, S. 1–48.
- (3) Das wohl „berühmteste“ Beispiel der Antimonliteratur ist: TriumphWagen ANTIMONII, FRATRIS BASILII VALENTINI, Benedictiner Ordens ... [Herausgeber: Johann Thoele]. [Nachdruck] Leipzig 1904. – Zur Basilius-Valentinus-Frage s. neuerdings: Hanz Gerhard Lenz: Johann Thoele, ein Paracelsist und „Chymicus“. Phil. Diss. Marburg 1981. – Eine umfangreiche Monographie des Verfassers zur Geschichte der Beschäftigung mit dem Antimon befindet sich als Ergebnis des Forschungsvorhabens „Metaphysische, experimentelle und utilitaristische Traditionen in der Antimonliteratur zur Zeit der ‚wissenschaftlichen Revolution‘ (1550–1800)“ an der Abteilung für Geschichte der Pharmazie und der Naturwissenschaften, Braunschweig, in Vorbereitung. Das Forschungsvorhaben wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) gefördert.

- (4) S. hierzu besonders Wolfgang Schneider: Paracelsus und das Antimon (Veröff. Int. Ges. Gesch. Pharm. NF 16). Stuttgart 1960, S. 157–166. Dort Angabe weiterer Literatur.
- (5) Theophrast von Hohenheim, gen. Paracelsus: Sämtliche Werke. I. Abt.: Medizinische und naturwiss. Schriften. Hrsg. von Karl Sudhoff. 14 Bde. München und Berlin 1922 bis 1933 (I, 41). Hier und bei den folgenden Paracelsuszitaten gibt die röm. Ziffer die Bd.-Nr., die arab. Ziffer die Seitenzahl an.
- (6) Paracelsus, ed. Sudhoff III, 128.
- (7) I. c., III, 141.
- (8) I. c., III, 147.
- (9) I. c., III, 148.
- (10) I. c., III, 160.
- (11) I. c., III, 306.
- (12) Näheres s. in der unter (1) zitierten Literatur.
- (13) von Suchten, Alexander: De Secretis Antimonij/liber unus/ ... Straßburg 1570.
- (14) s. Anm. 3.
- (15) Corpus, Martin: Das Spießglas Antimonium oder Stibium genandt/ ... o.O. Braunschweig 1569, f. Aij r.
- (16) I. c., f. Aij v.
- (17) I. c., f. Aij r.
- (18) I. c., f. Aij r.
- (19) I. c., f. Aij v.
- (20) I. c., f. Aiv r.
- (21) I. c., f. Aiv v.
- (22) I. c., f. Bj r, v.
- (23) I. c., f. Bij r.
- (24) I. c., f. Bij r.
- (25) I. c., f. Bij v.
- (26) I. c., f. Bij r.
- (27) I. c., f. Bij v.
- (28) I. c., f. Cj r, v.
- (29) I. c., f. Cij r.
- (30) I. c., f. Civ r.
- (31) I. c., f. Dj r.
- (32) I. c., f. Dj r, v.
- (33) I. c., f. Dij v.
- (34) I. c., f. Dii r.
- (35) I. c., f. Div r.
- (36) I. c., f. Gij r.
- (37) I. c., f. Gij v.

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Hermann Fischer  
Postfach 1  
D-3305 Evessen

#### Neue Medaillen

Eine neue Medaillenserie „Bedeutende Männer der Pharmaziegeschichte“ stellte unlängst die Firma Pharma Daig + Lauer vor. Es soll im Zweijahres-Turnus jeweils ein neues Motiv erscheinen. Die wissenschaftliche Betreuung hat Priv.-Doz. Dr. W.-D. Müller-Jahncke übernommen, der unseren Lesern u. a. als Autor von „Apothekerbildnisse auf Medaillen und Plaketten“ bekannt ist. Die erste Medaille ziert Valerius Cordus.





# Goldene Zwanziger? Not der Krankenkassen und Arzneimittelsubstitution

Von Paul-Hermann Berges \*

„Uebersaus schweren Zeiten geht das deutsche Volk entgegen ... Auch die Kassen ... ringen um ihre Existenz“ (1), heißt es in einem Anfang 1923 vom Württembergischen Ärzteverband und den Württembergischen Krankenkassenverbänden herausgegebenen Octavbüchlein zur wirtschaftlicher Verordnungsweise. Es herrscht schlimmste Inflation, so daß die Preise in der oben genannten Verordnungsanleitung nur Anhaltspunkte darstellen können; hier gilt der Dollar als Leitwährung für die Berechnung der jeweils gültigen Preise und steht zur Zeit der Buchherstellung im Verhältnis zur Deutschen Mark wie 1:6000 (2).

Tatsächlich legt der Inflationszug bis Mitte 1923 derartig an Geschwindigkeit zu, daß nur der Griff zur Notbremse Schlimmstes verhindern kann. Ausgezehrt durch die Kriegsfolgelaisten in Form maßloser Reparationsforderungen der ehemaligen Kriegsgegner, regiert die Not weitgehend das tägliche Leben in Deutschland.

Erst nach der Stabilisierung der Währung durch Reformmaßnahmen, an deren Ende eine relativ stabile, goldgestützte Reichsmark steht, durch die Versorgung der Wirtschaft mit ausländischem Kapital und die vorläufige Regelung der Reparationsfrage im sog. Dawes-Plan beginnt eine allmähliche Entwicklung der Wirtschaft und „langfristig gesehen Jahre der Prosperität“ (3). Verglichen mit der Nachkriegszeit und der kommenden Weltwirtschaftskrise ab 1929 werden sie gerne die „Goldenen Zwanziger“ genannt. Wie relativ dieser Begriff ist, zeigen z. B. die Zustände im Gesundheitswesen, insbesondere die permanente Notlage der Krankenkassen (4)

und der von ihnen abhängigen Berufsgruppen der Apotheker und Ärzte. „Für beide ... ist in den Krankenkassen ein schwerer Feind erwachsen, der infolge seiner Kapitalkraft entgegen der bisherigen Entwicklung der beiden Berufe ein Diktat auszuüben versucht, das zu einem Abhängigkeitsverhältnis ... führt“ (5).

Im folgenden soll vornehmlich nur ein Aspekt, ein ständiger Streitpunkt zwischen Krankenkassen auf der einen sowie Apothekern und Ärzten auf der anderen Seite angesprochen werden: die Frage der Arzneimittelsubstitution, d. h. das Problem der Ersatzdrogen und -präparate.

Ständige Appelle zu Einsparungen im Gesundheitswesen, die Herausgabe von Negativ- und Positivlisten für die Medikamentenverschreibung sowie drohende Regresse nach der Überprüfung ärztlicher Verordnungen (6) begleiten die „goldenen“ Jahre und muten durchaus modern an. Auch beide folgenden Sätze aus einem Vortrag im Reichsgesundheitsrat von 1924 besitzen einen gewissen Gegenwartsbezug: „Das Sparen kann überhaupt nicht gelehrt werden, am wenigsten von einem schwachen Staat, der ... selber ... Sparsamkeit verlernt hat ... Der einzig wirksame Erzieher zur Sparsamkeit ist die Not, also die Unmöglichkeit, in der gewohnten und bequemen Sorglosigkeit weiterzuwirtschaften“ (7).

Da der Schlüssel für Einsparungen im Gesundheitswesen maßgeblich in Händen der Ärzte liegt, gelten die meisten Regeln der Kassenverbände, z. B. in Form von Verordnungsbüchlein (8), dieser Berufsgruppe, bei der – argwöhnt jedenfalls der oben bereits zitierte Redner – die Ausfertigung eines Rezeptes „mit der Sicherheit und Geschwindigkeit eines subkortikalen Reflexes“ (9) erfolge. So beschäftigt sich auch der Reichsgesundheitsrat geradezu zwangsläufig mit der „spar-

samen und doch sachgemäßen Krankenbehandlung“, insbesondere der Krankenkassenversicherten. Zu seiner Sitzung am 9. Februar 1924 (10) finden sich Ärzte und Mediziner aus dem gesamten Reichsgebiet ein, um über mögliche und zweckmäßige Einsparungen in der Therapie zu diskutieren. Daß ihnen dabei offensichtlich nicht ganz wohl ist, verrät der Satz eines Mitglieds des Gesundheitsrats, Prof. Dr. med. Kraus: „Die Unterscheidung zwischen *Expositio elegantissima* und *Expositio pauperum* entspricht zwar nicht dem ärztlichen Standesgefühl, doch zwingt die Praxis ... solche Unterschiede in der Wahl der Heilmittel zu machen“ (11). Dabei soll der Arzt psychologisch einfühlsam vorgehen, indem er z. B. das „übelberüchtigte Wort ‚Ersatzpräparat‘“ (12) vermeidet. „Denn der Kranke darf nicht auf den Gedanken kommen, oder gar durch Apotheker und Arzt dazu verleitet werden, zu glauben, daß er von seiner Kasse aus Ersparnisgründen weniger wirksame Präparate erhalte“ (13). Im übrigen möchte der Redner an dem Grundsatz festhalten, daß jedes wirksame Heilmittel auch in der Armenpraxis erlaubt sein müsse, wenn es nicht durch ein anderes billigeres gleichwertig ersetzt werden könne (14). Insgesamt kritischer sieht der Münchner Pharmakologe, Prof. Dr. med. Straub, die Situation, wenn sich der Arzt seinen Arzneimittelschatz vorschreiben lasse; das führe „zu völliger Verödung und therapeutischem Nihilismus“ (15). Damit sind für das in schlechten Zeiten eher tolerierbare Wort „est modus in rebus“ Grenzen gezogen, und zwar kann für den Arzt der Zweck dann nicht die Mittel heiligen, wenn es darum geht, daß für den Kranken „nur das Beste gut genug“ ist (16). Die Apotheker sehen darüber hinaus beim „Streben nach Verminderung der Arzneikosten ... [die] Grenze

\*Herrn Prof. Dr. Rudolf Schmitz zur Vollendung seines 65. Lebensjahres in Erinnerung an einige lebensbestimmende gemeinsame Institutsjahre zugeeignet.

in der Sicherheit der Arzneiversorgung“ (17).

### Krankenkassen in der Offensive

Auf der anderen Seite stehen die zu dieser Zeit bereits in großer Vielfalt ausgeprägten Krankenkassen, die als Treuhänder der Versicherten-Solidargemeinschaft deren Gelder verwalten. Unter dem Einfluß von Inflation und unter dem Druck steigender Ausgaben suchen die Kassen allerorten nach Mitteln und Wegen zur Kostendämpfung. Nicht zuletzt setzen sie auf den Staat, fordern von ihm gesetzgeberische Maßnahmen, um ihre „katastrophale Notlage“ zu beseitigen, und prophezeien bei einem Versagen der Legislative in dieser Beziehung das Ende der Krankenkassen (18). So ist z. B. ein „ernstes Wort ... bezüglich der Medikamente an die Regierung zu richten, die in der kürzesten Zeitspanne immer wieder neue erhöhte Arzneipreislisten veröffentlicht. Das Steigen der Medikamentenpreise ist geradezu beängstigend...“ (19). Tatsächlich erscheinen 1923 zehn Taxausgaben mit 90 Nachträgen und Änderungen (20), und das bereits zitierte Kassenblatt kostet diesen Umstand häufig genug publizistisch aus, indem es die neuen Arzneimittelpreise auf Seite 1 ihrer Ausgaben veröffentlicht und in einem begleitenden Text auf die Steigerungen aufmerksam macht (21).

Schließlich erreichen die Kassen eine wichtige, für die Apotheken folgeschwere Änderung der Reichsversicherungsordnung (RVO): Durch die „Verordnung über Krankenhilfe bei Krankenkassen“ vom 30. Oktober 1923 wird § 375 (1,1) RVO außer Kraft gesetzt (22). Fortan können die Kassen Selbstabbestellen einrichten und nicht-apothekenpflichtige Arzneimittel in eigener Regie dispensieren. Damit ist ein langjähriger Zankapfel gereift. Während die Krankenkassen diese Änderungen u. a. mit angeblichen Unregelmäßigkeiten, deren Aufzählung die „Zeitschrift auf den Umfang einer dickleibigen Broschüre brächten“, z. B. unter dem ironisch gedachten Titel „Die Zuverlässigkeit der Apotheker“ begründen (23), ziehen die Apotheker hingegen die Gesetzestreue der Beamten in den Selbstabbestellen in Zweifel: „Der Apotheker darf

ohne Rücksprache mit dem Arzt nichts ändern, für ihn ist das Rezept eine Urkunde. Für den Beamten der Selbstabbestellen gilt das anscheinend nicht, da wird dies oder jenes geändert ...“ (24).

Hier wird § 33 der Apothekenbetriebsordnung vom 18. Februar 1902 angesprochen, nach dem sich der Apotheker getreu an das ärztliche Rezept halten muß (25). Insbesondere der letzte Satz: „Es ist nicht gestattet, für ein verschriebenes Arzneimittel ein anderes zu verwenden“ (26), findet sich neben dem Warenzeichen- und Wettbewerbsrecht in zahlreichen Diskussionen und Prozessen um die Zulässigkeit der Arzneimittelsubstitution.

### Möglichst billig, aber gleichwertig

„... bei der Arzneiverordnung ist jede mit der Erreichung des angestrebten Erfolges mögliche Sparsamkeit zu beobachten“, heißt es im Landesarztvertrag in Württemberg (27), und gleichzeitig werden den Ärzten – nach obligatorischer Rezeptüberprüfung – bei Zuwiderhandlungen Regresse mit hohen Geldstrafen oder vorübergehendem bzw. dauerndem Ausschuß von der Kassentätigkeit angedroht (28). Weitere Bestimmungen verbieten dem Arzt „Äußerungen den Kranken gegenüber, als gäbe es bessere, rascher zur Heilung führende Arzneimittel“ (29). Die „Pharmacopoea oeconomica“ (30) also soll die Feder des Arztes regieren und ruft in der Folgezeit zwangsläufig Unstimmigkeiten zwischen allen Beteiligten, besonders wohl auch zwischen den Versicherten und ihren Kassen hervor. So sieht sich die Arbeitsgemeinschaft der bayerischen Krankenkassenverbände mit Hinweis auf die Unzufriedenheit ihrer Versicherten veranlaßt, auf ihrer Sitzung „über wirtschaftliche Verordnungsweise“ vom 3. bis 6. Dezember 1924 die Schuld für die Kleinlichkeit der Kassen auf die „Arzneimittelkommission“ (31) abzuschieben. Deren Sachverständige seien der Meinung, eine größere Weitherzigkeit in der Versorgung sei gar nicht nötig, da dem Arzt auf Grund seiner wissenschaftlichen Überzeugung kein Mittel verboten sei (32).

Damit hält sich die Arbeitsgemeinschaft für schuldlos an den Zuständen

und unternimmt auch nichts weiter dagegen. Der Kommentator der Pharmazeutischen Zeitung – damals noch nicht das Standesorgan – wirft daraufhin der Arzneimittelkommission vor, sie sei „in einseitiger Prinzipienübersteigerung“ päpstlicher als der Papst, und nennt den Vorgang ein „echt deutsche[s] Schauspiel“ (33). An anderer Stelle zitiert er einen Ausspruch von einer „Versammlung angestellter Fachgenossen“, auf der der, der Kasenpraxis verbliebene, Arzneischatz als „Pharmacopoea schundica“ bezeichnet worden sei (34).

Wie auch immer: Die vorliegenden Anleitungen zu sparsamer Arzneiverordnung versuchen – ähnlich dem vor rund 6 Jahren verabschiedeten Krankenversicherungs-Kostendämpfungsgesetz (KVKG) durch seine Höchstbetragsregelung in Verbindung mit sog. Transparenzlisten (35) –, beim Arzt ein stärkeres Gefühl für den Preis zu entwickeln. Hier soll nämlich „durch Hinweis auf billigere, in der Wirkung aber gleichwertige Ersatzmittel und Anführen wohlfeilerer Formen der Preisunterschied durch Angabe der Taxpreise auch zahlenmäßig vor Augen geführt“ (36) werden. Das berührt auch Hilfsstoffe; so findet sich z. B. als Geschmackskorrigenz für schlecht schmeckende Arzneistoffe allein der preiswerte Sirupus simplex – also normaler Zuckersirup – anstelle der teureren Sirupe, wie etwa Sirupus Althaeae, Sirupus Rubi Idae oder Sirupus Liquiritiae (37).

Vorschlägen, teure ausländische Drogen durch billigere einheimische zu ersetzen, begegnet der Pharmakologe W. Straub während der bereits erwähnten Sitzung des Reichsgesundheitsrats skeptisch: „... Man kann nicht die ‚deutsche‘ Frangula wahllos für Fol. Sennae oder Rhabarber oder Aloe substituieren und ebenso wenig Ipecacuanha durch Veilchenwurzel oder Primelwurzel, die höchsten einen nebensächlichen Teil der Inhaltsstoffe der Ipecacuanha enthalten. Daß Mutterkorn durch die Capsella bursa pastoris ersetzt werden könnte, wird wohl kaum mehr ernsthaft geglaubt ... Es ist dagegen nichts einzuwenden, statt Radix Ratanhia[e] das Rhizoma Tormentillae zu verwenden oder statt Rad. Senegae die Rad. Saponariae ...“ (38). Anstelle von Codein „Extractum Hyoscyami gegen Husten zu empfeh-



len, ist weit weniger als Ersatz“ (39), und (in der Venerologie) die Substitution von Salvarsan durch Wismutpräparate zu fordern, bezeichnet *Straub* als Fahrlässigkeit (40).

## Die Crux mit dem Wortschutz

Wie bereits in den Leitsätzen des Reichsgesundheitsrats vom 9. Februar 1924 (41) wird auch in den „Richtlinien für wirtschaftliche Arzneiverordnung“ vom Reichsausschuß für Ärzte und Krankenkassen am 15. Mai 1925 festgelegt, Präparate mit Wortschutz möglichst zu substituieren: „Wortschutz, Markenschutz verteuern vielfach das Mittel erheblich bis zum Siebenfachen! Wähle stets das billigere Ersatzmittel!“ (42) Ähnliche Formulierungen weisen auch die meisten Verordnungsbücher auf. Dort finden sich deshalb häufig auch Verzeichnisse von warenzeichenrechtlich geschützten Namen, also wortgeschützten Präparaten, denen ihr wissenschaftlicher Name gegenübergestellt wird (43) und die – zum Vergleich – mit den jeweiligen Preisen versehen sind (44). Auch das 6. Deutsche Arzneibuch von 1926 führt neben der lateinischen (meistens „wissenschaftlich“ genannten) und der deutschen Bezeichnung gegebenenfalls den wortgeschützten Namen. „Durch die Aufnahme ... soll nur zum Ausdruck gebracht werden, daß die Arzneimittel mit geschütztem Namen hinsichtlich ihrer Reinheit, Aufbewahrung und Höchstgaben den in dem betreffenden Artikel gestellten Forderungen entsprechen müssen“ (45).

Umgekehrt soll von einigen Mitteln bekannt geworden sein, „daß von ihnen unter ihrem wissenschaftlichen Namen recht minderwertige Präparate im Handel sind, die den Ansprüchen des Deutschen Arzneibuches nicht entsprechen. Bedauerlicherweise wurden solche Schundzubereitungen von einzelnen Apothekern abgegeben“, beklagt *J. Nottebaum* in seiner Schrift „Wirtschaftliche Arznei-Behandlung in der Kassenpraxis“ (46) und verteidigt die Substitution wortgeschützter Arzneimittel. Um die Richtigkeit seiner Anschauung und die in Zweifel gezogene Zuverlässigkeit von Substitutionsmitteln zu unterstreichen, nennt er als Beispiel das wortgeschützte „Urotropin“, von dem 20 Tabletten

2,20 Mark kosteten, während 20 Tabletten des gleichen Stoffes unter seinem chemischen Namen „Hexamethylentetramin“ von Bayer oder Riedel mit einem Preis von nur 25 Pfennig berechnet würden; und die beiden genannten Firmen bürgten doch wohl für Arzneibuchqualität (47). Im übrigen möchte *Nottebaum* bei einem derartigen Austausch nicht von „Ersatzmitteln“ reden, sondern von „Ersatznamen“, da es sich nur um andere Bezeichnungen der gleichen Mittel handele (48).

Der Mediziner argwöhnt, daß viele seiner Kollegen Präparate mit wortgeschützten Namen nur deshalb verordneten, weil diese leichter zu behalten seien als deren wissenschaftliche Bezeichnungen. Durch das Anfügen des Wortes „Ersatz“ gäben sie dann häufig zu erkennen, daß sie substituieren möchten (49).

In der letztgenannten Tatsache liegt eine Menge Zündstoff, der in den „Goldenen Zwanzigern“ mehrfach zur Explosion kommt. Da sich die Gerichte in diesem Zusammenhang wiederholt mit dem seit dem 1. Februar 1899 wortgeschützten Aspirin beschäftigen müssen, soll dieses Präparat im folgenden beispielhaft für die Behandlung der Substitution wortgeschützter Arzneimittel herangezogen werden.

## Von Paragraphen, Akten – und der Ratlosigkeit der Apotheker

Die jüngere Geschichte der Arzneimittelsubstitution in Deutschland berührt im wesentlichen Fragen des Warenzeichenrechts, da zunehmend Fertigpräparate mit wortgeschützten Namen auf den Markt kommen. Auch heute hat sich daran nichts geändert. Handfeste wirtschaftliche Interessen bestimmen in Wahrheit das, was der Apotheker aus seiner Apothekenbetriebsordnung (ABO) ableitet, nämlich das Substitutionsverbot nach § 10,4 (50). Wie oben angedeutet, kennt die in den zwanziger Jahren gültige Vorgängerin dieser Regelung in ihrem § 33 ebenfalls ein Austauschverbot (51). Darauf berufen sich die Apotheker vornehmlich in ihrer Argumentation gegenüber den Krankenkassen, die den Ersatz geschützter Zubereitungen gegen billigere Mittel verlangen. Auch in Gerichtsentscheiden wird die Betriebs-

ordnung genannt. Es dominiert jedoch das „Reichsgesetz zum Schutze der Warenbezeichnungen“ (WZG) vom 12. Mai 1894.

Beiden steht die relativ starre Auffassung der Kassen entgegen, die – in Wahrnehmung ihrer Interessen für die Mitglieder – bestehendes Recht häufig anders auslegt, als Apotheker und Gerichte es tun.

So muß der Apotheker in einer latenten Unsicherheit zwischen zahlenden (oder nicht zahlenden) Krankenkassen, den Ärzten, seinen Kunden und dem Recht lavieren. Denn eindeutige Antworten auf etwa folgende Fragen findet er nicht: Was darf er abgeben, wenn der Arzt z. B. „Aspirin-Ersatz“ verordnet? Das wortgeschützte Aspirin oder ein Acetylsalicylsäurepräparat? Oder: Was darf er in diesem Falle berechnen? Oder: Wie muß er dabei nach § 32 ABO die Schachtel signieren?

*A. Juckenack* geht in einem Beitrag der Apotheker-Zeitung vom 29. April 1925 auf mehrere Aspekte der „Ersatzmittelfrage“ ein (52). Nach zwei Urteilen des Reichsgerichts vom 21. Februar 1911 (53) bzw. vom 2. Dezember 1924 (54) verstoßen die Bezeichnungen „Aspirin E“ bzw. „Aspirin Substitute“ (also „Aspirin-Ersatz“) gegen § 20 WZG. Sie darf es also rechtlich nicht geben. In der Praxis existieren sie aber. Für diesen Fall zieht *Juckenack* den § 32 ABO heran, der den Apotheker verpflichtet, „die verordneten Bestandteile der Arznei auf der Signatur zu vermerken. Entscheidend ist hiernach, welche Bestandteile der Arzt ‚verordnet‘ hat ... Der Apotheker ist aber selbstverständlich auf Grund der ärztlichen Verordnung weder berechtigt noch gar verpflichtet, strafgesetzliche Bestimmungen (z. B. das Warenzeichengesetz) zu verletzen. Setzt er aber auf die Signatur den wissenschaftlichen oder sonstigen Namen eines Ersatzmittels, das er abgeben möchte, so verstößt er gegen § 32“ (55) der ABO. Um allem zu entgehen, empfiehlt er dann zur entsprechenden Änderung des Rezeptes die Rücksprache mit dem Arzt.

Eine andere Auffassung hingegen vertritt die Zeitung an anderer Stelle. Sie legt dem Apotheker im genannten Falle nahe, auf der Signatur stets die chemische Bezeichnung anzugeben (56). Und die Pharmazeutische Zei-

tung wiederum läßt einen Juristen die Meinung vertreten, der Apotheker müsse anstelle eines Ersatzmittels das Originalpräparat abgeben und auf dem Behältnis vermerken. In einem Nachsatz distanziert sich die Zeitung allerdings von der Meinung ihres Autors (57).

Zwei Jahre später greift die Apotheker-Zeitung anhand einer Zuschrift das Problem erneut auf. In der Einsendung des „Kollegen Simmet“ zitiert dieser eine „gültige Bestimmung der ‚Wirtschaftlichen Ordnungsweise‘“, in der es im Anhang 1 wörtlich heiße: „Die Bezeichnung ‚Ersatz‘ ist gesetzlich unzulässig, ist also zu vermeiden; der Apotheker ist in diesem Falle verpflichtet, das Originalpräparat abzugeben“ (58). Kommentierend fügt die Zeitung hinzu, Apotheker und Krankenkassen seien zusammen mit der pharmazeutischen Fachpresse dagegen der Meinung, „daß der Arzt, wenn er z. B. Aspirin-Ersatztabletten verordnet, mit der Bezeichnung ‚Ersatz‘ ausdrücklich zu erkennen gibt, daß er nicht das Original-, sondern das Ersatzpräparat wünscht, und daß der Apotheker auch das Ersatzpräparat abzugeben hat“ (59). Da dem Kommentator aber bei der alleinigen Stützung auf eine „Meinung“ offensichtlich nicht wohl ist, fordert er die rechtliche Klärung der Streitfrage und hält es für „dringend nötig, daß sich nicht nur die beteiligten Kreise zu dieser Frage äußern, sondern auch von Reichs wegen eine klare rechtliche Entscheidung herbeigeführt wird“ (60).

Den Krankenkassen scheint die Frage der Abgabe sekundär zu sein, für sie geht es um die Berechnung. Und in dieser Beziehung verstehen sie keinen Spaß, legen sich bewußt mit den Apothekern oder deren Interessenvertretern an und beugen sich nur widerwillig gerichtlichen Entscheiden. Sie stützen sich dabei auf ein von ihnen herausgegebenes „Orientierungsblatt über die Taxdifferenzen in den Apothekerrechnungen“ von 1924, in denen es unter Punkt 8 heißt: „Arzneikörper, deren Preis unter wissenschaftlichem Namen und unter Patentnamen [also wortgeschützter Bezeichnung] in der Arzneitaxe genannt sind, dürfen nur unter wissenschaftlichen Namen in Anrechnung gebracht werden“ (61).

Als die Apothekerkammer für die

Provinz Schleswig-Holstein beim Regierungspräsidenten Schleswig gegen diesen Punkt 8 interveniert, kommt ein Bescheid des Wohlfahrtsministers, der mit Hinweis auf § 33 ABO die Krankenkassen „nachdrücklichst“ darauf aufmerksam macht, daß ihr Verlangen gegenüber den Apothekern gesetzlich unzulässig sei (62). Während sich drei Kassen diesem Bescheid fügen, sträubt sich die Eisenbahnbetriebskrankenkasse Altona und schreibt einem Apotheker auf dessen Vorhaltungen lapidar: „Der Punkt 8 unserer Orientierungsblätter berührt gar nicht die Abgabe einer Arznei, sondern nur die Abrechnung... Es liegt doch auch keine Patentverletzung vor, wenn der Zahlende – im vorliegenden Fall die Eisenbahnbetriebskrankenkasse – anordnet, daß für unter dem Patentnamen verordnete Arzneimittel keine Bezahlung geleistet wird. Unsere Maßnahmen stehen in keinem Punkte mit dem Gesetz im Widerspruch“ (63). Diese Situation ruft die Fachpresse auf den Plan: Man müsse den Kassen durch gerichtliche Entscheidung zeigen, „daß doch auch für sie noch Recht und Gesetz gelten“. Der Gau Schleswig-Holstein werde gerade in dieser Richtung aktiv. „Hilf Dir selbst, dann hilft Dir Gott!“ (64).

Schließlich erreicht 1926 der Verband der Chemisch-pharmazeutischen Großindustrie in einem Urteil, daß auch die oben genannte Betriebskrankenkasse den Punkt 8 ihrer Orientierungsblätter streicht (65). Dennoch wird Punkt 8 nicht generell gestrichen. So existieren z. B. auch noch Orientierungsblätter von 1926 und 1927 mit diesem Punkt; nur heißt es da, daß für die dort genannten wortgeschützten Arzneimittel keine Zahlung geleistet werde (66). Und ein Ausschluß dieser Arzneimittel ist nach einer Stellungnahme des Reichsversicherungsamtes von 1927 durchaus legitim, wenn die Preisspanne zwischen diesen und einem vollwertigen Ersatzmittel „außerordentlich groß“ ist (67). 1929 endlich entscheidet das Reichsgericht in einem Verfahren I.G. Farbenindustrie A. G. gegen Ortskrankenkasse Kiel, daß die Krankenkasse den Punkt 8 streichen müsse und sie es „bei Vermeidung einer Geldstrafe zu unterlassen [habe], durch Ablehnung der vollen Vergütung oder durch sonstige Mittel von den Apothekern zu

verlangen, daß sie bei Anfordern folgender wortgeschützter Originalpräparate der Klägerin..., nämlich Antipyrin, Aspirin, Dermatol, Heroin, hydrochl., Protargol und Pyramidon, nur Ersatzpräparate abgeben“ (68).

## Das Sparen hält an

Der Wille, bei den Ausgaben für Arzneimittel zu sparen, ist bei den Kassen auch nach den „Goldenen Zwanzigern“ stark ausgeprägt (69). Dies hat sich bis in die Gegenwart gehalten. Daher substituiert heute bereits eine Vielzahl von Ärzten Arzneipräparate, deren Patent abgelaufen ist und die daher nachgemacht werden dürfen, durch sog. Generica oder Generics, d. h. in der Regel preisgünstige Arzneimittelfertigwaren, die von verschiedenen Firmen unter ihrer internationalen Bezeichnung (INN oder generic name) auf den Markt gebracht werden (70). Sie sind von der Sparfunktion her mit den während der zwanziger Jahre unter ihrem wissenschaftlichen Namen vertriebenen Mitteln – man denke etwa an die Compretten – identisch und besitzen bei uns noch nicht das Gewicht wie in den USA, wo im Rahmen staatlicher Gesundheitsprogramme Höchstpreise (Maximum Allowable Cost – MAC) festgelegt werden, die dem niedrigsten Preis der unterschiedlichen Anbieter entsprechen (71). Diskussionen um Lockerung des Patent- und Markenschutzes, um Positivlisten sowie um das Betreiben von Apotheken durch Krankenkassen dürfen in diesem Zusammenhang nicht fehlen (72) und finden sich ähnlich auch in den zwanziger Jahren.

Durch Substitution können die Krankenkasse unzweifelhaft Einsparungen erzielen. Ob damit auch zwangsläufig Qualitätseinbußen verbunden sein müssen, ist fraglich oder zumindest strittig. Denn die „Frage nach der Äquivalenz eines Arzneimittels zu seinem Preis läßt sich nicht beantworten, da seine Wirksamkeit nur individuell zu beantworten ist...“ (73).

## Anmerkungen

- (1) Die Arzneiversorgung bei den Württembergischen Krankenkassen. Hrsg. von dem Württ. Aertzeverband und der Arbeitsge-



- meinschaft der Württ. Krankenkassenverbände. 6. Ausgabe Stuttgart 1923, S. 5.
- (2) Ibid.
- (3) Zur wirtschaftlichen Lage Deutschlands in den sog. Goldenen Zwanzigern s. *Friedrich Wilhelm Henning*: Das industrialisierte Deutschland 1914 bis 1978. 5. Aufl. Paderborn, München, Wien, Zürich 1979 (= Bd. 3 von *Henning*: Wirtschafts- und Sozialgeschichte), SS. 76–90, hier S. 76.
- (4) Vgl. z. B. Die Notlage der Krankenkassen. In: *Krk Vers. Organ des Gesamtverb. der KK Deutschlands e. V.* 11 (1923), S. 81 ff.
- (5) *Finkenrath, Kurt*. In: *Apoth Zt 40* (1925), S. 759.
- (6) Vgl. etwa die vom Reichsgesundheitsrat am 9. Febr. 1924 aufgestellten „Leitsätze für eine sparsame und doch sachgemäße Behandlungsweise der Kranken durch Ärzte“. In: *Veröffentl. des Reichsgesundheitsamtes* 1924, S. 746 oder in: *Dt med Ws 50* (1924), S. 393. Auch abgedruckt in *Friedrich Kraus* (Hrsg.): *Sparsame sachgemäße Krankenbehandlung*. Berlin 1927, S. 1 ff. u. Anhang. Vgl. dazu auch s. n.: Wie läßt sich die ärztliche Behandlung der Kranken angesichts der jetzigen wirtschaftlichen Notlage sparsam und doch sachgemäß gestalten? In: *Apoth Zt 39* (1924), S. 417.
- (7) Vortrag von *Friedrich Müller*. In: *Münch med Ws 71* (1924), S. 390, auch in *Kraus*: L.c. S. 13.
- (8) Z. B. Die Arzneiverordnung bei den Württ. KK. L.c. oder 7. Ausgabe (hrsg. von *H. Beuttenmüller*). Stuttgart 1926. Oder *Franz Müller u. Alfons Koffka*: *Rezeptaschenbuch sparsamer Arzneiverordnungen für Privat- und Krankenkassenpraxis*. 4. Auflage. Leipzig 1923. Oder s. n.: Die sparsame Arzneiverordnungsweise in der Krankenkassenpraxis für das Reich. 4. Auflage. Leipzig 1925. Oder *G[eorg] Klemperer, [Paul] Reckezeß und W. Zinn* (Hrsg.): *Arzneiverordnungen zum Gebrauch für Ärzte und Studierende besonders in der Kassenpraxis*. Berlin und Wien 1925.
- (9) In: *Münch med Ws l. c.*, S. 390, auch in: *Kraus*: l.c. S. 16.
- (10) Vgl. *Apoth Ztg 39* (1924), S. 417, auch S. 549.
- (11) *Kraus, Friedrich* in einem Referat vor dem Gesundheitsrat. In: *Dt med Ws 50* (1924), S. 391 und *Kraus* (Hrsg.): l.c., S. 6 f. (Hier nach diesem, gegenüber der *Dt med Ws* modifizierten Text zitiert.)
- (12) *Müller, Friedrich* in: *Münch med Ws 71* (1924), S. 391. Auch in den vom Reichsgesundheitsrat gefaßten Leitsätzen wird der Verzicht auf den Begriff „Ersatz“ empfohlen. Vgl. in: *Dt med Ws 50* (1924), S. 393.
- (13) Ibid.
- (14) Ibid.
- (15) *Straub, W.* in *Kraus*: l.c., S. 30.
- (16) *Jadassohn, Josef* in: l.c., S. 35.
- (17) S. n.: Die neue Arzneitaxe [1. Juni 1924], Apotheker und Krankenkassen. In: *Apoth Zt 39* (1924), S. 678.
- (18) S. n.: Die Not der Krankenkassen. In: *Krk Vers., l.c.*, S. 66.
- (19) S. n.: Die Notlage der Krankenkassen. In: l.c., S. 84.
- (20) Vgl. *Pharm Ztg 70* (1925), S. 1.
- (21) S. z. B. *Krk Vers. 11* (1923), SS. 121, 157, 169.
- (22) Abgedruckt in: *Reichsgesetzblatt 1923 I*, S. 1054, auch z. B. in: *Krk Vers. l.c.*, S. 267.
- (23) *Orts Kkk 11* (1924), Sp. 106 u. Sp. 66.
- (24) *Apoth Zt 39* (1924), S. 678.
- (25) Vgl. z. B. *Apothekengesetze* (Hrsg. u. erl. v. *Ernst Urban*). Berlin 1927, S. 338 ff. (Auch Preussische Apothekenbetriebsordnung vom 18. Februar 1902. Berlin [1902], S. 12).
- (26) L.c., S. 340 (auch *ibid.*).
- (27) In: *Arzneiverordnung bei den Württ KK*. S. 8.
- (28) L.c., S. 9.
- (29) Ibid.
- (30) So genannt z. B. in *Arzneiverordnungen bei den Württ KK*. 7. Ausgabe Stuttgart 1926, S. 3 oder als „*Remedia oeconomica*“ in: *Apoth Zt 39* (1924), S. 887 f.
- (31) Mitglieder sind 1925: Ausschuß der Deutschen Gesellschaft für innere Medizin, Deutscher Ärztevereinsbund, Verband der Krankenkassen. 1928: Neben den Genannten auch Deutsche Pharmakologische Gesellschaft, Verband der Ärzte Deutschlands (Hartmannbund), Deutsche Medizinische Fachpresse, Sachverständige in allgemein-ärztlichen, kassenärztlichen und versicherungsmedizinischen Fragen, unter Hinzuziehung eines Vertreters des Deutschen Apothekervereins.
- (32) Vgl. *Pharm Ztg 70* (1925), S. 87.
- (33) Ibid.
- (34) L.c., S. 178.
- (35) Vgl. dazu z. B. *Dietrich Nord*: *Steuerung im Gesundheitswesen*. Frankfurt 1979, S. 13, auch S. 100 ff.
- (36) S. n.: Die spars. Arzneiverordnungsweise. L.c., S. 6.
- (37) L.c., S. 18 f.
- (38) Spars., sachgem. Krankenbeh. L.c., S. 23.
- (39) Ibid.
- (40) L.c., S. 22 f. S. auch: *Protargol* (Bayer), *Kollargol* (Heyden) und deren Ersatzprodukte. In: *Dt med Ws 50* (1924), S. 1213 f.
- (41) In: *Dt med Ws 50* (1924), S. 393.
- (42) S. in: Spars., sachgem. Krankenbeh. L.c., S. 252; vgl. auch S. 246.
- (43) *Arzneiv.* bei den Württ KK. L.c., S. 37 f.
- (44) Die spars. Arzneiverordnungsweise. L.c., S. 14 ff.
- (45) S. *Deutsches Arzneibuch*. Berlin 1926, S. XIV.
- (46) *Oels i. Schlesien* 1928, S. 9 f.
- (47) L.c., S. 10.
- (48) L.c., S. 9.
- (49) Ibid.
- (50) Vgl. z. B. *Herbert Hügel* (Hrsg.): *Pharmazeutische Gesetzeskunde*. 23. Auflage Stuttgart 1981, S. 125. S. auch zum Warenzeichenrecht S. 339 f.
- (51) S. Anmerkung 25.
- (52) *Juckenack, A[dolf]*: Zur Ersatzmittelfrage. In: *Apoth Zt 40* (1925), S. 417 f.
- (53) *Apoth Zt 24* (1911), S. 158.
- (54) *AZ: II 218/1924*. In: *Jur W 55* (1926), S. 46 ff. (mit Kommentar). Vgl. z. B. auch *Apoth Zt 40* (1925), S. 51 oder *Pharm Ztg 70* (1925), S. 52 und S. 212.
- (55) *Juckenack, l.c.*, S. 417 f.
- (56) *Apoth Zt 40* (1925), S. 60.
- (57) *Pharm Ztg 70* (1925), S. 212.
- (58) *Apoth Zt 42* (1927), S. 976.
- (59) Ibid.
- (60) Ibid.
- (61) Nach *Apoth Zt 40* (1925), S. 1177.
- (62) Ibid.
- (63) Ibid.
- (64) Ibid.
- (65) Vgl. l.c. 41 (1926), S. 1351 und 42 (1927), S. 232. Vgl. auch ein anderes Urteil. Hier bekommt ein Apotheker trotz Punkt 8 sein Geld für die verordneten wortgeschützten Arzneimittel und dies, obwohl er bei der Abgabe den Vereinbarungen zwischen Apothekern und Kassen noch nicht beigetreten war. In diesem Falle hat er als „Geschäftsführer ohne Auftrag“ nach § 677 ff. BGB im Namen der Krankenkasse gehandelt (l.c. 43 [1928], S. 368).
- (66) L.c. 43 (1928), S. 125.
- (67) L.c. 42 (1927), S. 1128.
- (68) *Pharm Ztg 74* (1929), S. 882 (ff. mit ausführlicher Begründung unter Berücksichtigung früherer Urteile und Kommentare). Vgl. auch *Apoth Zt 44* (1929), S. 709 f., S. 831.
- (69) Vgl. einige Aspekte dazu bei *Fritz Kastner*: Probleme der Arzneikostenentwicklung in der gesetzlichen Krankenversicherung. *Pharma Dialog* Bd. 4. Frankfurt [~ 1970].
- (70) Hierzu vgl.: Patent- und Warenzeichenschutz für Arzneimittel. Frankfurt 1968, S. 105 ff.
- (71) Vgl. hierzu und überhaupt zur problematischen Arzneipreisfrage *Erich Käufer*: Die Kostendämpfung bei Arzneimitteln. Baden-Baden 1979 (= Bd. 61 *Wirtschaftsrecht und Wirtschaftspolitik*. Hrsg. von *Ernst-Joachim Mestmäcker*), hier S. 58.
- (72) Vgl. z. B. *A. Abnefeld*. In: *Müssen Arzneimittel teuer sein?* Hrsg. von *Heinrich Schipperges*. Heppenheim 1981, S. 42 ff., hier S. 44.
- (73) *Schmitz, Rudolf*. In: l.c., S. 18.

Anschrift des Verfassers:  
Dr. Paul-Hermann Berges  
Roßberg-Apotheke, Ostendstraße 72  
D-7000 Stuttgart 1

## Zur Bibliographie der „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“

Auf vielfachen Wunsch von Lesern und Bibliotheken erfolgen von dieser Ausgabe an auch wieder Jahrgangsangaben. Das erleichtert das bibliogra-

phische Einordnen und das Zitieren. Dabei gehen wir vom letzten Jahr mit Jahrgangsangabe (1978) aus, zählen die folgenden vier Jahre „blind“ und setzen jetzt die Zählung mit dem 35. Jahrgang fort. Die Angabe des Bandes bezieht sich auf die genormten

Sammelmappen für alle Beilagen der Deutschen Apotheker Zeitung. (Ist eine Mappe gefüllt, beginnt ein neuer Band mit neuer Paginierung.) In Zukunft erfolgt die Paginierung nach Jahrgang und Band nebeneinander in dieser Reihenfolge.

# MITTEILUNGEN

für die Mitglieder der Internationalen Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.  
Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie – International Society for the History of Pharmacy

Postanschrift: Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V., Geschäftsstelle,  
Apotheker Dr. Gerald Schröder, D-2800 Bremen, Graf-Moltke-Straße 46  
Postscheckkonto: Hamburg 358034-208, Dr. Gerald Schröder, Bremen

## Einladung zur Hauptversammlung 1983

– Assemblée générale – General Meeting –

Die Internationale Gesellschaft für Geschichte der Pharmazie e.V.

– Société Internationale d'Histoire de la Pharmacie –

– International Society for the History of Pharmacy –

veranstaltet ihre Hauptversammlung, zu der alle Mitglieder hiermit eingeladen werden, am

Mittwoch, dem 21. September 1983, 15.00 Uhr  
im Capital Hilton in Washington, D. C.

### Tagesordnung

1. Bericht des Präsidenten
2. Bericht des Schatzmeisters
3. Berichte der Landesgruppenleiter der Mandatare
4. Jahresberichte der Beauftragten der Gesellschaft
  - a) Generalsekretär
  - b) Beauftragter für die Bibliothek
  - c) Redakteur der Gesellschaftsveröffentlichungen
5. Beschlüsse über Anträge
6. Entlastung des Vorstandes
7. Wahl des Vorstandes
8. Verschiedenes

Anträge und Wahlvorschläge von Mitgliedern müssen satzungsgemäß spätestens bis zum 21. Juli 1983 schriftlich vorliegen, sie sind an den Präsidenten zu richten und an das **Sekretariat der Gesellschaft, Apotheker Dr. Gerald Schröder, D-2800 Bremen, Graf-Moltke-Straße 46**, einzureichen.

Károly Zalai  
Präsident

„Early Years of Federal Food and Drug Control“ nennt sich eine Schrift, die vom American Institute of the History of Pharmacy mit der American Pharmaceutical Association veröffentlicht wurde, und zwar unter Mitwirkung der Robert P. Fischelis

Stiftung (siehe „Beiträge zur Geschichte der Pharmazie“ Bd. 31, Nr. 14 [1982]). Die Einleitung schrieb *James Harvey Young*. Das Thema „The Biologics Control Act of 1902“ behandelt *Ramunas A. Kondratas*, während *Glenn Sonnedecker* sich mit „Drug

Standards Become Official“ beschäftigt. „Food Controls Under the 1906 Act“ wird von *Aaron J. Ihde* beschrieben. *William S. Apple* würdigt *Jere E. Goyan*, dessen Beitrag „FDA at 75-Failure, Symbiosis, Convergence“ sich anschließt.